

Theorie und Praxis: 100 Jahre Praktisch-Theologisches Predigerseminar

für Gottfried Gerner Wolfhard
dem Lehrer und Freund zum 80. Geburtstag

Johannes Ehmann

Zwischen Theorie und Praxis – Anfänge

Wenn das praktisch-theologische Seminar¹ der Universität am 25. Januar 1838 durch Erlass der Staatsregierung ins Leben gerufen wurde, dann ist zu bedenken, dass diese Gründung zunächst einzuzeichnen ist in die Geschichte der praxisorientierten Seminargründungen an der (nach 1803) neuorganisierten Universität Heidelberg im sich selbst (neu) organisierenden und konstituierenden badischen Staat nach 1803 bzw. 1806. Zu erwähnen ist insbesondere die Gründung des Philologisch-Pädagogischen Seminars 1807, das der Etablierung des Lehrerberufs dienen sollte. Wesentlich waren hier (neben denen Friedrich Creuzers) die Impulse des Theologen Friedrich Heinrich Christian Schwarz. Die berufliche und akademische Differenzierung führte zwar bereits 1811 zur Aufspaltung des philologischen und pädagogisch-katechetischen Bereichs (letzteres unter Schwarz), aber auch zum Entschluss des (damals zuständigen) Innenministeriums, dass auch ein „theologisch-homiletisches“ Seminar eingerichtet werden solle.²

Wenngleich die Einrichtung dieses Theologisch-homiletischen Seminars auch von der eines Katechetischen Seminars begleitet wurde, so sind beide doch offenbar als nicht genügend beurteilt worden; nicht wegen mangelnder Kompetenz der Professoren, sondern aufgrund des zu geringen Lehrangebots. Dennoch zeigt dies, dass die Besinnung auf eine dezidiert *praktische* Ausbildung der Theologen (in bzw. neben dem Studium) historisch weiter zurückreicht, als bisher wahrgenommen.

Wie weit das historische Gedächtnis zurückreicht, ist freilich ungewiss: Immerhin hatte bereits am 20. Januar 1769 (also noch vor der altbadischen Wiedervereinigung) Markgraf Karl Friedrich per Reskript an sein Konsistorium den Plan zur Errichtung eines „Pfarr-Candidaten-Seminars“ genehmigt. In diesem „Plan“ heißt es (§ 3): *Das zu errichtende Pfarr-Seminarium solle aus solchen Candidaten bestehen, die durch erstandenes Examen schon zu Tage gelegt haben, daß sie die einem Pfarrer nöthige*

¹ Künftig: PTS. Zu den in den Anmerkungen mit Kurztiteln genannten Nachweisen vgl. das Quellen- und Literaturverzeichnis am Schluss dieses Beitrags.

² GLA 235/3260, 156. Vgl. dazu Lenhart, F. H. C. Schwarz und die Gründung des Philologisch-Pädagogischen Seminars 1807.

*Gründe gefaßt, und folglich geschickt sind, weitere Anweisung zu empfangen, wie sie auf den gelegten Grund bauen, ihr Erkenntniß erweitern und in Uebung bringen sollen, womit eine wirkliche Einleitung in das Predigtamt und dessen pflichtmäßige Verwaltung also verbunden wird, daß sie nebenher auch andere zur Zierde und mehrerer Vollkommenheit erreichende Kenntnisse nicht verabsäumen.*³

Dieses Seminar war im Grunde genommen ein Lehrplan für die für die Markgrafschaft jährlich benötigten drei (!) Kandidaten, verbunden mit der Zuordnung zu theologischen Lehrern – bildete also eine Struktur ab, wie sie für die spätere Einrichtung der o.g. pädagogischen und homiletischen Seminare an der Universität Geltung hatte. Die Ziele waren aber weiter gefasst. Ausgeschlossen waren die noch zu jungen Theologen, die noch *nicht gesezt genug, und folglich noch nicht tauglich zum wirklichen Predigtamt* (§ 5) waren. §. 6. *Die Absicht des Seminarii [war vielmehr] die Erweiterung und Auszierung der Erkenntnisse, durch welche ein Candidat zum Predigtamt geschickter, und dem gemeinen Wesen nützlicher werden kann; Hier muß das Wesentliche und nicht Wesentliche in der Bildung eines Seminaristen unterschieden werden.* Zum Wesentlichen gehörten: Theologia thetica, Theologia polemica, Theologia moralis, Theologia pastoralis und die Theologia catechetica; zum allerwesentlichen gehörte freilich das Studium exegeticum, das Homileticum und das Catecheticum (§ 7), durch die *über alle Theile der Theologie das Licht* ausgebreitet werde (§ 8). Auch wurde das Studium der Sprachen wie der Dogmen- und neueren Kirchengeschichte als wesentlich angesehen (§ 9).

§. 10. *Das nicht Wesentliche, das aber zur Zierde gereicht, und manchen zufälligen Nuzen stiften kann, waren lateinische und griechische Aufsätze, Mathematik und Physik, sowie badische Geschichte und Ökonomie, hier verstanden als Kenntnis der Landwirtschaft sowie der Bäume und Pflanzen.* Theologisch begründet wurde dies mit dem alten ständischen Ökonomiebegriff als Hauswirtschaft: *Es bestehet darinnen ein vornehmer Teil des Wohnhauses, das die Vorsehung angewiesen, und läufet also die Vernachlässigung einer sorgfältigen Betrachtung desselben fast auf eine Geringschätzung des Schöpfers hinaus, welcher sich in seinen Werken vor unseren Augen verherrlicht.* Der Sinn war ein durchweg praktischer: *Pfarr- und Schul-Seminaristen sollten also darzu angeleitet werden, diese Werke der Natur zu studiren, und die erlangte Wissenschaft im Lande weiter auszubreiten; wordurch vielleicht die Gesundheit und deren Erhaltung vieles gewinnen, und den Aerzten ihre Praxis erleichtert werden dürfte* (§ 10d2). Der „Praxis“ diente das Predigen, das Abhalten von Betstunden und die Catechisationen in Durlach (1) und Karlsruhe (2). Das Privileg der Vikare bestand darin, die Seminarbibliothek benutzen zu dürfen. Die Lebenshaltung lag bei ihnen selbst bzw. den Eltern.

Alle Aspekte der Verhältnisse im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, also in der noch jungen Unionskirche, hat Karl Ludwig Winterwerber in seinem Kommissionsbericht vor der Synode von 1834, auf den ich mich später ein weiteres Mal beziehen werde, in wünschenswerter Klarheit zusammengefasst:

Bis jetzt bezieht der Jüngling, der sich dem Studium der Theologie zu widmen gedenkt, nach vollendeten Schuljahren die Universität, auf welcher er zuerst Vorlesungen über die theoretischen Theile der Theologie hört, worin sich in den letzten

³ Zitate nach Gerstlacher, Sammlung I, 12–25. Danach auch die weiteren Zitate.

Halbjahreskursen auch die Beschäftigung mit den praktischen Theilen anschließt. Auf unserer Landesuniversität haben zwei ordentliche Professoren der Theologie den besondern Auftrag, die Fächer der praktischen Theologie, als Homiletik und Katechetik, zu lehren und bisweilen durch Korrektur schriftlicher Ausarbeitungen der Zuhörer für diese gedeihlicher zu machen. Die Theilnahme an der Verbindlichkeit[,] diese Vorlesungen zu hören und eigene Arbeiten zu liefern[,] bedingt den Genuß eines kleinen, durch die Fürsorge Karl Friedrichs gestifteten Stipendiums und giebt dem Kollegium den Namen Seminarium, so daß in Heidelberg zwei Seminarien, ein homiletisches und ein katechetisch-pädagogisches, bestehen. In jedem dieser Seminarien werden wöchentlich zwei Stunden Unterricht gegeben.

Daß dies für die Ausbildung der künftigen Geistlichen nicht hinreichend sey, ist nicht zu bezweifeln, wenn der Student auch, was nicht immer der Fall ist, die noch fehlenden Disciplinen, als Liturgik, Pastoraltheologie u. dgl., zu hören Gelegenheit fände. Die ganze Behandlung dieser so nöthigen Theile seiner Wissenschaft ist endlich bisher mehr von dem Standpunkte der Theorie ausgegangen, eine eigentliche Einführung in das Amtswirken war es nicht.

Man denke sich nun einen so mangelhaft vorbereiteten jungen Mann sogleich nach seinem Examen als Geschäftsgehilfen zu einem abgelebten oder kränklichen Pfarrer geschickt, der höchstens als Vorbild gelten dürfte, wie man es nicht angreifen sollte; oder zu einem mit Filialkirchen belasteten und deßhalb zur Annahme eines Vikars verpflichteten Manne, der nicht Zeit noch Lust oder Kraft hat, dem Anfänger hilfreich beizustehen; oder gar zu einem Manne, der ohne innere Regsamkeit selbst schon dem Schlendrian huldigt, in welchem ihm Alles, auch das Regelwidrige recht ist, wenn es nur kein Aufsehen erregt: so läßt sich wohl begreifen, wie es dahin komme, daß so viele Geistliche von der Würde ihres heiligen Amtes keinen Begriff haben und vornehmlich in der Predigt, diesem wichtigsten Theile ihres Berufs, sich Gewohnheiten aneignen, die jedem auch nur wenig gebildeten Zuhörer widerlich sind.⁴

Die kirchlichen und kirchenpolitischen Motive sind also erst knapp 20 Jahre später zu fassen – und das unter auch kirchenpolitisch neuen Bedingungen; deshalb ein paar Erinnerungen:

Zu erinnern ist zunächst an die pastoraltheologischen Implikationen und Impulse, ohne die die spätere Gründung des Seminars nicht vorstellbar ist, nach den Verwerfungen der Französischen Revolution und den Versuchen theologischer Neuansätze (Schleiermacher) am Ende des 18. Jahrhunderts. Offenbar war der Pfarrberuf selbst in die Krise geraten, was einerseits die Frage nach der „Bestimmung des evangelischen Geistlichen“ aufwarf und andererseits (aber dem folgend) die Frage theologischer Praxis (und d. h. auch Praktischer Theologie) ganz auf die Frage der theologischen Existenz im Amt fokussierte. Nur so ist zu erklären, dass bis zu seiner Gründung und darüber hinaus die Notwendigkeit des PTS auch und gerade mit der Notwendigkeit geistlicher Persönlichkeitsbildung verbunden wurde (s.u.).

⁴ Bericht Winterwerber, 3f.

So ist weiter daran zu erinnern, dass der Heidelberger Verleger und spätere Theologe Johann Georg Zimmer (1777–1853)⁵ seine (noch im eigenen Verlag 1815 anonym gedruckte) theologische Examensarbeit von 1814 unter eben dieses Thema: *Die Bestimmung des evangelischen Geistlichen*⁶ stellte. Diese Arbeit ist insofern von Interesse, dass sie wohl auch der Selbstvergewisserung des immerhin 38jährigen Zimmer beim Übergang vom Verleger- in den Pfarrberuf dienen sollte, vor allem aber deshalb, da diese kleine Untersuchung in den *Heidelbergische[n] Jahrbücher[n] der Litteratur* von so unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Theologen wie Heinrich Paulus und Friedrich Schwarz freundlich rezensiert wurde – bei Schwarz freilich unter Erinnerung an die fehlende praktische Erfahrung des Autors.

Bevor beider freundliche Kritik betrachtet werden soll, sei ein kurzer Blick auf Zimmers Verhältnis auf die eigentlich ganz kurze Phase der Heidelberger Romantik geworfen. 1808 hatten im Grunde alle der Romantik zuneigenden Publizisten die Stadt am Neckar verlassen, 1810 ging Wilhelm de Wette nach Berlin, Friedrich Marheinecke folgte ein Jahr später. Nur bedingt zuzuordnen ist einem schon weiter zu ziehenden Kreis der Romantiker der spekulative Theologe Carl Daub, der in Heidelberg bleiben sollte, gewiss aber der bereits genannte Friedrich H. C. Schwarz, der erste lutherische Theologe seit 1559 überhaupt, der an die Heidelberger Fakultät berufen worden war. Schwarz, Schwiegersohn Jung-Stillings, kam pädagogisch einerseits von Rousseau, andererseits von Kant her, zeigte sich aber in seiner Dogmatik entwicklungsfähig zu einer frühen Vermittlungstheologie und eben auch offen für pastoraltheologische Fragen zwischen kirchlicher Lehre und individuellem Bewusstsein.

Zimmer nun hatte seit 1811 Theologie studiert, lateinische Stilistik bei Creuzer, Dogmengeschichte und Dogmatik bei Daub, Exegese u. a. bei Schwarz und Paulus. Inwiefern nun der verlegerische Umgang mit den Romantikern Zimmers Welt- und Gottesanschauung geprägt haben, bedarf noch eingehender Untersuchung.⁷ Immerhin ist Arnims und Brentanos *Des Knaben Wunderhorn* die erste Verlagspublikation gewesen (1806, vollständig dann 1808).

Vielleicht wird man zumindest so viel sagen können, dass – um mit Schleiermacher zu reden – „Selbsttätigkeit“ im geistlichen Beruf das Anliegen romantisch geprägter Theologen gewesen ist, mithin die Persönlichkeit des Geistlichen zwischen Freiheit des Geistes und kirchlichem Auftrag, und dass diese jetzt auch zum Gegenstand einer praxisorientierten Theologie wurde.

Wie begriff nun Zimmer die *Bestimmung des Geistlichen*: Die immerhin im Druck 61 Seiten umfassende Examensarbeit nahm sich als Ziel, das geistliche Amt im Unterschied zum religionswissenschaftlichen Befund des heidnischen, mittelbar jüdischen und unmittelbar katholischen Priestertums zu entwickeln um anschließend die rechte pfarramtliche Praxis zu konstruieren. Eckpunkte waren ihm die Orientierung an priesterlichem *Opfer* und prophetischer *Gesinnung*, die er kreativ weiterentwickelte in der Polarität von Priestertum aller (in der evangelischen Kirche) und geistlichem Amt als

⁵ Zu seiner Biographie und zur Geschichte der Verlage Mohr & Zimmer, Mohr & Winter und entsprechend des heutigen Universitätsverlags Winter bzw. der Vorgeschichte des (heute Tübinger) Verlags Mohr (Siebeck) vgl. Gudrun Perry, Johann Georg Zimmer, Heidelberg 2018.

⁶ Anonym gedruckt als: *Die Bestimmung des Evangelischen Geistlichen*, Heidelberg 1815.

⁷ Immerhin hat der Sohn Heinrich Zimmer die Biographie seines Vaters unter den Titel stellen können: *Johann Georg Zimmer und die Romantik. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik*, Frankfurt a.M. 1888.

Inbegriff des Prophetischen, dieses wiederum verstanden als „begeisterte Belehrung“. Der mit dem Begriff „Priester“ konnotierte Gottesbezug diente also nicht der Präzisierung des geistlichen Amtes, sondern vielmehr stellte die geistvolle Verkündigung das Gottesbewusstsein dar.

Als auch von Paulus angesehener Hauptpunkt ist die These Zimmers anzusehen: *Was man zu Verbesserung der Kirche vorschlagen mag. Es wird nichts, ohne (innerlich) würdige Geistliche, zum Ziele führen.*⁸ Das bedeutete also: Kirchenverbesserung durch Verbesserung ihrer Amtsträger, nämlich Bildung würdiger Geistlicher.

Zimmer war freilich kein Moralist im fragwürdigen Sinne, der intendiert hätte, „würdig“ oder auch „sittlich“ ethisch zu verengen. Vielmehr suchte er die ihm fürs Pfarramt wesentliche Verkündigungspraxis einzuzeichnen in die differenzierte und zu differenzierende Polarität der Predigt, welche Lehre und Sitte, Dogmatik und Moral in gleicher Weise zur Geltung bringen sollte. Dogmatisch bedeutete für ihn Selbsterkenntnis des Menschen aus dem Spiegelbild des Selbstbildes Gottes – dem entgegen: Erkenntnis der Schwäche des Menschen angesichts des Bildes Gottes, Demut und Liebe, Heiligkeit und Gerechtigkeit, das galt ihm als moralisch.

*Wie aus unserm Bewußtseyn von Gott der Glaube an einen Heiligen und Gerechten, an einen Ewigen und Allmächtigen sich entwickelt, so daß aus diesem Bewußtseyn, also aus dem Menschen selbst, wie aus einem von Gott tief in sein Wesen gelegten Samenkorn, der subjective Glaube erwächst; so spiegelt sich hinwiederum in dem vollendeten majestätischen Bilde der Gottheit der Mensch, so daß er selbst erst wieder in diesem Bilde erkennt, was er ist und was er seyn soll. Indem nun der Prediger an jenes Bewußtseyn anknüpfend, die Idee der Gottheit zu gestalten sucht, und sie zuletzt in der Vereinigung des Höchsten, was der Mensch zu denken vermag, vollendet, predigt er dogmatisch; und indem er dieses Bild im Glanze der Majestät vor die Seele des Zuhörers hintreten läßt, daß er in dieser Hoheit erkenne seine Niedrigkeit und seine Schwäche, und dadurch zur Demuth geführt werde, und daß er erkenne die Liebe, und durch sie sich stärke in der Hoffnung, und erkenne die Heiligkeit und Gerechtigkeit Liebe und zu ihr sich erhebe – dann predigt er moralisch.*⁹

Schwarz stimmte diesem in vollem Umfang zu: *Unterzeichn.[neter] freut sich um so mehr über solche Stimmen, da er täglich lauter predigen möchte gegen ein Predigen, wie es der Verf.[asser] rügt, gegen das Geschwätz ungeistlicher und selbstgefälliger Redekunst.*¹⁰

Zimmers Geschick ist hier nicht weiter zu verfolgen. Wichtig ist mir sein Beitrag hinsichtlich des hergestellten Zusammenhangs von Kirchen(ver)besserung und geisttragener Verkündigung durch die Person des Geistlichen.

Verfolgen wir das Motiv der geistlichen Persönlichkeit und des Weges dahin weiter, so stoßen wir auf Schwarz selbst, der 1798–1800, also vor seiner Heidelberger Zeit, bereits das zweibändige Werk vorgelegt hatte: *Der christliche Religionslehrer nach seinem moralischen Dasein und Wirken* (Gießen), und der zwischen 1814 und

⁸ Zimmer, Bestimmung (wie Anm. 6), 20.

⁹ Ebd., 38.

¹⁰ Schwarz, Rezension, 29.

1817 drei reformerische Denkschriften unter dem Einheitstitel *Die Kirche in dieser Zeit* herausgegeben hat. Auch diese können hier nicht gewürdigt werden; nur genannt: Unter den Untertiteln: *Worte der Ermahnung zunächst an die Geistlichen, von einem erfahrenen protestantischen Theologen*; ferner: *Vorschläge*, dann ein weiteres Mal: *Vorschläge zur Bildung der Geistlichen* entwarf Schwarz eine Pastorallehre, die ich als ganz modern bezeichnen würde mit seinem Bildungsbegriff zwischen Kompetenz und angewandter Freiheit oder auch Souveränität in kreativer und zugleich notwendig historisch gebundener Freiheit des katechetischen und homiletischen Dienstes.

Nur als Zwischenruf dieser Darstellung: Immer stellte sich ja zwischen den Zeilen die Frage nach dem Ort solcher Bildung, auch wenn diese nicht explizit aufgeworfen wird. Wie und ggf. wo sollte solche Bildung und Erziehung des Geistlichen eigentlich stattfinden?

Dass die Frage der Bildung der Pfarrer auch und gerade angesichts einer keineswegs zu verachtenden akademischen Theologie unausweichlich war, zeigt das Beispiel des hessischen Theologen und dann badischen Prälaten Ludwig Hüffell (1784–1856).¹¹ Dieser wurde nach Pfarrdiensten in Gladenbach und Friedberg 1825 Professor am nassauischen Seminar in Herborn, wofür er sich offenbar durch seine praktisch theologischen Arbeiten empfohlen hatte. Diese umfassten einen Katechismus und zwei weitere Werke, die in unserem Zusammenhang einschlägig sein dürften: Denn bereits 1818 hatte Hüffell eine Programmschrift *Die Schule der Geistlichen, oder Ansichten und Vorschläge, eine zweckmäßige Erziehung des evangelischen Geistlichen betreffend*, vorgelegt und also den pastoraltheologischen Ball aufgenommen, den Zimmer gespielt und Schwarz weitergeleitet hatte. Darüber hinaus hatte Hüffell 1822 das später in vier Auflagen erweiterte *Handbuch der praktischen Theologie in ihrem ganzen Umfange* unter dem Obertitel *Über den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen* veröffentlicht, also ein Lehrbuch der Praktischen Theologie aus den pastoralen Handlungen des Pfarrers entwickelt. Dass Hüffell sich in der Katechismusfrage wie in der Pastorallehre profiliert hatte, dürfte der wesentliche Grund gewesen sein, ihn 1826 nach Karlsruhe zu berufen und 1829 zum Prälaten zu bestimmen.

Wieder zur Erinnerung: Die Katechismusfrage in Baden war noch nicht gelöst und recht konfliktrichtig; und ebenso war es in den 1830er Jahren, wie die Beratungen in der badischen Synode 1834 zeigen sollten, die Frage der Ausbildung der Geistlichen und einer ihr förderlichen Form.

Erstaunlich ist, dass Hüffells Bestimmung des geistlichen Berufs methodisch der Arbeit Zimmers zu folgen scheint, oder zumindest parallel läuft. Vielleicht hat Hüffell bewusst die Nennung Zimmers, sollte er die Autorschaft des ja anonym erschienenen Buches gekannt haben, vermieden, da Hüffells Bruder Heinrich Christian (1789–1863) ein Jahr lang Zimmers Pfarrkollege in Lich gewesen ist, wo es zwischen beiden zu finanzpolitischen Konflikten um das dortige Marienstift gekommen sein muss.

Ob Kirchenrat bzw. Prälat Hüffell deshalb Zimmer nicht nannte, bleibt aber Spekulation, zumal Hüffell Zimmer nicht nur beipflichtete, sondern sich von diesem durchaus auch unterschied, wenn er schrieb:

¹¹ Eine Gesamtdarstellung zu Leben und Wirken dieses Prälaten ist Desiderat. Vgl. einstweilen: Gottfried Gerner-Wolfhard, Aloys Henhöfer und Ludwig Hüffell, in: G. Schwinge (Hg.), *Erweckung*, 105–117.

*Die in dem Organismus des christlichen Lebens, oder in der Kirche, naturgemäß hervortretenden belebenden und leitenden Geistlichen sind weder Priester und Machthaber; denn sie haben keine Opfer zu bringen, und nicht zu herrschen, noch auch Prediger; denn sie haben noch anderweitige wichtige, für das Leben der Kirche unerläßlich nothwendige Geschäfte zu verrichten; sondern sie sind Pastoren, Geistliche.*¹²

Ganz einig waren Zimmer und Hüffell freilich in der engen Verbindung des Pfarramtes mit der Erfahrung der Kirche. Mit dem Wesen des geistlichen Amtes stand und fiel das Wesen der evangelischen Kirche: *Die Frage über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des geistlichen Standes in unserer Kirche fällt mit der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Kirche selbst als völlig gleichgeltend zusammen, und unterliegt daher gar keinem Zweifel.*¹³

Hüffell erörterte die Frage geeigneter Ausbildungsstätten der Praktischen Theologie nicht, aber sie war angelegt:

*Wie [...] ein gründliches Studium der praktischen Theologie vor [...] Verirrungen schützt, so hält sie denn auch auf der andern Seite von jenen bloßen Verstandespredigten und von jenem unerbaulichen trocknen alleinigen Verstandeswesen in dem Dienste des Geistlichen ab. Die praktische Theologie muß überzeugen, daß die Predigt keine bloße Abhandlung, die Katechese kein bloßes Abfragen, der Kultus kein bloßes Zusammenkommen, die Seelsorge kein bloßes Befehlen und Herrschen sey, sondern daß in der Predigt, wie in der Katechese und im Kultus auch das Gemüth seine Rechte behaupten, und folglich auch Befriedigung finden müsse, und es ist zu untersuchen, ob jene herzlose Kälte, die so viele Theile unserer amtlichen Verrichtungen durchdrungen hat, nicht ebenso verderblich und noch verderblicher für das eigentliche Leben der Kirche sey, als [...] die] Gluth einer verworrenen religiösen Phantasie.*¹⁴

Hüffells Analyse mündete in die Konkretion des praktisch Machbaren und Hilfreichen. Praktische Theologie ist Anwendung der reinen Theologie und zugleich notwendig wandelbar gemäß den Anforderungen der Gemeinde. Für die pastoraltheologische Frage im engeren Sinne bedeutet dies: Die Persönlichkeit des Geistlichen ist – so Hüffell – von einem notwendig wissenschaftlichen, dann aber auch von einem religiös-sittlichen Standpunkt zu betrachten, der den Pfarrer in allen Handlungsfeldern, den Pfarrer und das Gemeindeglied in allen Lebensbezügen bedenkt. In beiden Feldern bedarf es der religiösen Sittlichkeit. *[D]er religiös-sittliche Charakter des evangel. Geistlichen ist entscheidend und nichts vermag seinen Mangel zu ersetzen.*¹⁵ Entsprechend war die wissenschaftliche Theologie (Sprachen, Philosophie, Geschichte) letztlich ein Propädeutikum zur Bewährung einer noch nicht fassbaren authentischen religiös-sittlichen Persönlichkeit. Eine Ausbildung dazu gab es in Baden an der Universität aber zweifellos nicht. Noch nicht.

¹² Hüffell, Beruf, Leitsatz § 6, 27f.

¹³ Ebd., § 7, 38.

¹⁴ Ebd., § 17, 99.

¹⁵ Ebd., II § 74, 340.

Das Weitere lässt sich wieder leicht anhand des ausführlichen Berichtes verfolgen, den der Abgeordnete und Pfarrer an der Mannheimer Konkordienkirche Karl Ludwig Winterwerber (1801–1856) als damals 33jähriger Kommissionsberichterstatter über *die Errichtung einer Anstalt für die praktische Ausbildung angehender Geistlichen* vor der badischen Generalsynode 1834 vorgetragen hat.¹⁶ Danach waren drei Initiativen wahrzunehmen, die der jetzt explizit sich mit der institutionellen Frage befassenden Synode vorausgingen:

1. Der Antrag auf Errichtung eines praktischen Instituts der Diözesen (= Kirchenbezirke) Bretten, Gochsheim, Karlsruhe und Rheinbischofsheim mit Kork.
2. hatte der Abgeordnete Tobias Daniel von Langsdorff einen die noch zu erörternde Motion des Prälaten Hüffell an den Landtag (erste Kammer) flankierenden Antrag an die Synode gestellt.

Er ist insofern eine ganz interessante Gestalt, dass er, 1796 geboren, als Student an den Freiheitskriegen teilgenommen hatte, er wird also der nationalen und religiösen Erweckung der Zeit zuzuordnen sein. Für letzteres spricht auch, dass er, seit 1815 Pfarrer in Hoffenheim und zugleich 1836 Dekan des Kirchenbezirks Sinsheim, zu den Kräften gehörte, die dem Kreis um die Vermittlungstheologie Carl Ullmanns angehörten, was ihm 1855 wohl auch den Titel eines Kirchenrats eintrug. 1855–1871 war er Pfarrer in Kirchheim. Aufregend erscheint das nicht; freilich war Langsdorff Sohn des Karl Christian v. Langsdorff (1757–1834), seines Zeichens Salineninspektor, Brückeningenieur und Mathematikprofessor an der Heidelberger Universität – und ein Rationalist reinsten Wassers. Als er 1831 in den schon schwelenden Katechismusstreit gegen die erweckten Bekämpfer des rationalistischen Katechismus von 1830, er nannte sie *Glaubensinsurgenten* eintrat, antworteten diese mit dem sarkastischen Segenswunsch: *Wir danken H. v. L. [...], daß er uns einen so vortrefflichen Dienst geleistet, und unaufgefordert, als ein so gelehrter Mann unsere Ausstellungen an dem neuen Katechismus gerechtfertigt, und vielen Lesern [...] die Augen geöffnet hat. Der Herr wolle mit unverdienter Gnade ihm lohnen, der, was er durch die Herausgabe seiner Schrift gethan hat, in Unwissenheit that. Er wolle ihn an sein hohes Alter und an den Ernst der Ewigkeit mahnen.*¹⁷ Da kannten die „Pietisten“ freilich den alten Rationalisten schlecht. 1832 heiratete Langsdorff zum vierten Mal, was ihn derart vitalisierte, dass er ein Jahr später einen geradezu unglaublichen Katechismus vorlegte, geziert mit dem biblischen Motto aus Spr 14, 15: *Ein Alberner glaubt alles*. Ein weiteres Jahr später, also im Jahr der Generalsynode 1834 ist er dann doch in die Ewigkeit abgegangen, an deren Ernst zu denken die „Pietisten“ ihn gemahnt hatten.

Das alles erzähle ich nicht (nur) zur frommen Erheiterung, sondern um die Zeitumstände transparent zu machen: Politisch wie kirchlich herrscht Krise. Die Julirevolution 1830 hatte die Gemüter verunsichert, im selben Jahr war ein Regentenwechsel eingetreten. Die Kirchenverfassung war strittig, ebenso die Rechtgläubigkeit des Katechismus. Der Katechismusstreit wurde 1834 von Hüffell nur mit Mühe beendet. Eine massive Politisierung der Pfarrerschaft trat ein. Da erscheint es wenig verwunderlich, dass Kirchenleitung und Synode versuchten, an dem Punkt einzusetzen, an dem die

¹⁶ Bericht Winterwerber, 1–31.

¹⁷ Vgl. Ehmman, Unionskatechismen, 275.

Kritik breit und die Handhabe zur Reform praktikabel erschien: der pfarramtlichen Praxis durch Hebung des geistlichen Standes. Doch der Weg dazu war umstritten.

Kommen wir also wieder auf Langsdorff jun. zu sprechen. Sein Antrag an die Synode stand im direkten Zusammenhang mit Hüffells Motion an die Erste Kammer, sowohl formal als auch inhaltlich. Denn Langsdorff unterstrich in seinem Antrag die Notwendigkeit eines praktischen Instituts und das mit vier Forderungen an die Geistlichen: sittlich-religiöser Charakter, wissenschaftliche Bildung, Bildung für die praktische Amtsführung und klare Erkenntnis ihrer kirchlichen Stellung. Mit den ersten beiden Forderungen stand er dabei im völligen Einklang mit Hüffells schon genannten zweibändigem Handbuch, ebenso was die praktische Anleitung zum Pfarrdienst betraf, die ja tatsächlich an der Universität nicht gelehrt wurde. Und mit der klaren Erkenntnis der kirchlichen Stellung wird das gemeint sein, was zu allen Zeiten ein Problem der Pfarrer gewesen ist – die Loyalität zur Kirche als Dienst- und Treuegemeinschaft.

Zwischen Kirche und Staat – Grundsatzfragen

Es ist nun aber an der Zeit, Hüffells Motion an den Landtag kurz zu streifen, das dritte und wohl wesentliche Ereignis, was der Generalynode von 1834 vorauslief. Unter „Motion“ ist ein Antrag zu verstehen, der nach Möglichkeit in eine Gesetzgebung münden sollte. Ein Gesetzesantrag oder gar -entwurf war nach damaliger Verfassung außer dem Budgetrecht den Ständen nicht möglich. Gesetze erließ der Großherzog; das Parlament, wie auch die Synode, war also rechtlich gesehen nur ein Beratungsorgan. Dennoch waren Beratung und Beschluss des Landtages wichtig, vor allem die der Zweiten Kammer der Gewählten, während Hüffell als Prälat zum Herrenhaus der Ersten Kammer gehörte, deren Votum dann von der Zweiten Kammer zu beraten war.

Die Beratungen, die Hüffell initiierte, waren komplex; sie sind bei Otto Hof¹⁸ gut dargestellt, sodass ich mich auf das Wesentliche beschränken kann. Nach Eingabe der Motion Hüffells haben wir vier, oder bleibend dann drei Partner, die ihre eigenen Interessen verfolgen: Die erste Partei war die evangelische Kirche, die auf ein eigenes staatsdotiertes, aber selbständiges „Predigerseminar“ drängte. Ihre Position muss später eigens dargestellt werden.

Dieser Position schloss sich die Erste Kammer der Stände an; darin erschöpfte sich aber deren politische Rolle. Wichtiger war die Zweite Kammer, weniger konservativ, mehr liberal, „linker“ und kritischer in Kirchenfragen. Seit geraumer Zeit schon tobte der Streit zwischen dem frühliberalen und zugleich autoritären Staat Baden und ultramontanen Tendenzen in der Erzdiözese Freiburg. Der nach eigenem Verständnis freie Staat konnte nun keinerlei Interesse auch noch an einer Etablierung eines Seminars auf evangelischer Seite zeigen, in dem vielleicht nur „Mystizismus und Sektengeist“ (das war der Standardvorwurf gegenüber den Erweckten) gezüchtet würde, soz.

¹⁸ Hof, Predigerseminar.

Staatskritik von rechts. Und wenn nun das Ansinnen sein sollte, das alles auch noch vom Staat bezahlen zu lassen; dann konnte dem Antrag nicht beigespflichtet werden.

Dem Gedanken einer „praktischen Ausbildung“ konnte man freilich grundsätzlich beitreten. Von der Notwendigkeit eines praktischen Seminars ließen sich fast alle badischen Parlamentarier überzeugen, es gab nur wenige Gegenstimmen. Doch dann hatte dieses Institut ein staatliches zu sein, ggf. mit kirchlichen Lehrkräften, aber unter staatlichem Direktorium.

Der vierte Partner im Geschehen zeigt, dass damals nicht anders gedacht wurde als heute. Die Heidelberger Fakultät prüfte im Grunde nichts anderes als Nutzen und Schaden des Unternehmens für die eigene Fakultät. Und man kam zu dem wenig überraschenden Ergebnis, dass ein Predigerseminar durchaus zu begrüßen sei, aber nur in, mit und unter Ausweitung der Theologischen Fakultät.

Wortgewaltig trat hier wieder Paulus hervor, der in einem Votum gegen den Beschluss der Generalsynode für die Fakultät formulierte: *Wir sind von seiten der theologischen Fakultät auch besonders verpflichtet auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche der Freiheit der theologischen Bildung durch eine solche Anstalt droht.* So drohe die Gefahr, dass Einrichtungen wie ein Predigerseminar *unsere evangelisch-protestantische Landeskirche eher einem Pfaffentum als einem wahrhaft geistlichen Stande entgegenführen.* Der *akademische Pastoralunterricht* müsse durch ein universitäres Institut der Fakultät und Universität ergänzt werden.¹⁹ Dieser Auffassung trat das Staatsministerium bei. Wieder haben wir zweierlei zu gewärtigen. Zum einen hießen die damals politisch Verantwortlichen v. Reitzenstein und Nebenius. Beide waren bei manchen staatstheoretisch liberalen Ansätzen mental etatistisch orientierte Rationalisten. Reitzenstein war der Begründer des badischen Staates zwischen 1813 und 1815 gewesen; Nebenius der Autor der badischen Verfassung 1818. Das lag schon ein paar Jahre zurück, auch die Rettung der Heidelberger Universität durch Reitzenstein, der im Übrigen auch die Berufung Paulus‘ an den Neckar betrieben hatte. Aber der andere, Staatsrat Nebenius, war Kurator der Universität. Von daher ist ganz erklärlich, warum die Einrichtung des PTS als eine staatliche betrieben wurde: in rationalistischer, kritischer und aufgeklärter Religionsauffassung war man motiviert aus Sorge für die Kirche wie auch Sorge um die Kirche. Der frühliberale Staat war kein freiheitlicher, auch nicht bei den Liberalen. Mit den Worten Otto Frommels kurzgefasst:

„Der hier zutage getretene Gegensatz: Kirchliches, von der Universität vollständig getrenntes Predigerseminar oder Erweiterung der bestehenden Einrichtungen im engen Zusammenhang, zieht sich [...] durch die ganzen [...] Verhandlungen zwischen Regierung, Kirchenbehörde und Fakultät.“²⁰

Wir hatten damals also drei Alternativen vor uns: eine selbständige Bildungseinrichtung unter kirchlicher Leitung; dasselbe unter staatlicher Leitung; schließlich: Erweiterung der Fakultät um ein PTS, was natürlich auch der zweiten Alternative nahekommt. Ich kürze hier ab. Man wird gerade in Heidelberg ja schnell gewahr, dass heute im Grunde allen Anliegen Rechnung getragen worden ist (freilich nach einer bewegten Geschichte): die staatliche Förderung, auch heute noch indirekt, die kirchli-

¹⁹ Frommel, 22.

²⁰ Ebd.

che Leitung und die strukturelle Vernetzung mit der Fakultät für das Predigerseminar einerseits, die Fortführung des PTS an der Fakultät als Universitätsorgan andererseits, eine selbständige Einheit also, die man erst vor wenigen Jahren durch die Vereinigung der beiden Seminare zum Theologischen Seminar aufgegeben hat.

Aus heutiger Sicht klingt das alles versöhnlich, kompromissbereit und konstruktiv. Aber so einfach war es nicht. Drei Stimmen aus der Ständeversammlung vom 26. Juli 1837 seien zitiert, die besser als alle ausführlichen Erklärungen zeigen, welche Auffassungen von Protestantismus, von Praxis und von Sittlichkeit damals herrschten;

Der Abg. Kuenzer brachte einige Bedenken vor: die vollständige praktische Uebung sei nur im praktischen Dienst selbst zu erlangen, wenn ein Kandidat Gehilfe bei einem Pfarrer sei, und auch als Uebergang vom Universitäts- zum Kirchendienstleben sei ein Seminar nicht notwendig, weil ein religiös-sittlicher Mensch in einem Seminar nicht anders werde und man einen habituell weniger religiös-sittlichen Menschen in einem Jahre nicht besser, sondern höchstens zu einem Heuchler machen könne.²¹

Das war im Grunde ein klares Gegenvotum zu den Einlassungen Winterwerbers auf der Generalsynode von 1834.

Der Abg. [Adolf] Sander²² wünschte eigentlich überhaupt kein Seminar; denn nach seiner Meinung ,tritt die Errichtung eines solchen Instituts der freien geistigen Entwicklung der evangelischen Religionslehren und damit dem Fundamentalprinzip des Protestantismus, der Geistesfreiheit entgegen‘. Nachdem man sich aber für die Errichtung entschieden habe, sei er für Heidelberg; ,denn dort am Sitze einer Universität ist der Ort, wo jeder einseitigen Richtung, mag sie rationell [!] oder mystisch [= erweckt] sein, vorgebeugt wird‘. Der Abg. Merk war wieder entschieden ,gegen alle Konvikte dieser Art‘, einesteils, weil sie nicht die erhofften Vorteile brächten, wie die Erfahrung zeige [?!], andernteils, weil er überzeugt sei, daß es auch bei diesem Konvikt nicht bleiben wird, sondern man wird es in etwas anderes verwandeln, indem man schon einmal von einer [scil. der römisch-katholischen] Seite einen solchen Versuch gemacht hat, wo man die ganze theologische Wissenschaft dort lehren wollte, und dagegen würde ich auf das Nachdrücklichste sein [...]. Den Geist der Heuchelei und der Scheinheiligkeit will ich im Priesterstand am wenigsten suchen und wiederhole meine Erklärung dahin, daß ich gegen alle Konvikte immer sein werde‘.²³

Hier haben wir ihn also, den Begriff „Konvikt“, für die einen ein Hilfsbegriff zur Unterscheidung von einem universitären Institut, für die andern der Inbegriff des Übergangs zum klerikalen Seminar als Kadenschmiede gegen den liberalen Staat.

Hüffell nun wurde nicht müde, immer wieder seinen Standpunkt zu erläutern. Er musste dabei gleichwohl zur Kenntnis nehmen, dass Staat und Fakultät in ihrer Auffassung nahe beieinanderlagen, und das so, dass der intendierte Zweck, den die Gene-

²¹ Zit. nach Hof, 47.

²² Aus der wichtigen badischen Theologendynastie stammend.

²³ Zit. nach Hof, 47.

ralsynode ausgesprochen hatte, im Grunde verfehlt wurde. Schon gereizt formulierte er angesichts der von Nebenius mit der Fakultät erarbeiteten Statuten:

Wenn schon die Sache des Seminars an sich wesentlich darunter leidet, daß man dasselbe nach Heidelberg verlegt hat, so hätte die theologische Fakultät nun doch so billig sein sollen, das Seminar nicht fast ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen, so daß es bis zu offenem Widerspruche mit dem Zweck dieser Anstalt kommt.²⁴

Konkret hieß das: Hüffell sprach sich gegen zweierlei aus, was er in den Vorschlägen der Fakultät geltend gemacht wurde. So hatte diese die Glaubens- und Sittenlehre, sowie die Kirchen- und Dogmengeschichte für wesentlich erklärt, die im Seminarzweck für Hüffell nach dem wissenschaftlichen Studium nichts zu suchen hatten. Vor allem aber fehlten im Plan der Fakultät ausgerechnet die Fächer Homiletik und Katechetik. Hüffell ging es aber nach wie vor um die *Ausbildung der jungen evang.-protestantischen Theologen zu praktischen Geistlichen*. Man muss das auch für heute versuchen, klar zu erfassen. Ist Praxis nur die individuelle Transformation des Theoretischen in subjektiv verantwortete Handlung? Oder gibt es notwendig auch praktische Bildung, die offen sein muss zur intersubjektiven Kommunikation einer gemeinschaftlich verantworteten Praxis – bis hin auch zum Erlernen des Handwerklichen im Pfarramt?!

Einen dritten ganz heiklen Punkt berührte Hüffell schließlich mit der strukturellen Frage überhaupt:

Es wäre gewiß der Sache angemessener, das Seminarium unter die evangelische Kirchensektion [die Kirchenleitung war damals ohnehin dem Innenministerium inkorporiert], als unter die Fakultät, die ja fast durchgängig auf diese Weise der Richter in der eigenen Sache wird, da beinahe alle Professoren Mitlehrer sind. [...] Gleichwohl ist noch ferner zu bemerken, daß es, so weit die Kirchengeschichte reicht, vielleicht das erste Beispiel wäre, ein solches Seminarium nicht unter die Aufsicht der Kirchenbehörde zu stellen.²⁵

Doch (bei kleineren Kompromissen) setzte sich Nebenius (und damit auch die Fakultät) durch, was Hüffell Ende 1837 noch einmal protestieren ließ. Die Kompromisse betrafen den Eintritt ins Seminar ohne vorheriges Fakultätsexamen und die Aufnahme der Homiletik und Katechetik in den Seminarunterricht, der zwei Semester umfasste. Das Examen im Vollsinne wurde nach Besuch des PTS abgelegt. Bei schwachen Studienzeugnissen wurde die Aufnahme von einem sog. Tentamen anhängig gemacht. Für die Zulassung zum Examen für Pfarrkandidaten war der Besuch des PTS nun Voraussetzung. Es herrschte also Seminarzwang, was später zum Politikum werden sollte. Außerdem war in allen wichtigen Fragen die Kirchensektion zu hören. Mehr nicht.

²⁴ Zit. nach Hof, 58.

²⁵ Zit. nach Hof, 59.

Zwischen Kloster und Universität – Seminar, Konvikt, kirchliche Volksbildungsanstalt?

Es ist noch einmal der Faden aufzunehmen, wie denn die kirchlichen Vorstellungen aussahen, die Winterwerber 1834 der Synode vortrug. Genau diese fallen in den bisherigen Untersuchungen kaum ins Gewicht und tauchen meistens nur auf als Pläne, das Seminar in einem Landstädtchen, etwa Bretten, zu verorten, um den Herren Kandidaten keine sittlich gefährdenden Ablenkungen mehr zu erlauben.

Winterwerber hat dazu ein sehr einfühlsames, verständiges und auch sozialgeschichtlich interessantes Sittengemälde des Heidelberger Studentenlebens geliefert:

Es ist dem Manne, der die höchsten und heiligsten Interessen der Menschen, der das Christenthum pflegen soll mit heiliger Hand, durchaus nothwendig, daß er Kenntniß genommen habe, von den verschiedenen Lehrmeinungen, ja daß er sich durch sie durchgekämpft habe; denn wie will er sonst im Amtsleben ein glücklicher Arbeiter im Weinberg des Herrn werden, wenn da erst jede Einwendung und jeder Zweifel ihn aus seiner vermeintlichen Ruhe bringen können? Will man nun aber doch aus der Beschaffenheit des Lebens der auf den deutschen Universitäten studierenden Jünglinge die Folgerung ziehen, die ganze Vorbereitung des Geistlichen müsse auf andere Weise geschehen, so kann man auch von dieser Seite nicht mit einer Aufhebung der Universitätsstudien für den Theologen einverstanden seyn. Er darf auch in der Periode aufwallender Jugendkraft die Thorheiten seiner Commilitonen angesehen, oder im Uebermuth jugendlichen Frohsinns sich gegen die Ordnung einmal vergangen haben, so hat er damit in die Tiefe des menschlichen Herzens einen Blick geworfen, der ihm zu einer weitern Ansicht von dem Wesen und den Verirrungen desselben verhilft. Hiermit soll nicht von ferne her dem Unwesen des Universitätslebens das Wort geredet oder die Nothwendigkeit jugendlicher Verirrungen behauptet, sondern nur die übergroße Besorgniß von den Nachtheilen des Universitätslebens beleuchtet, und zugleich daran erinnert werden, daß kein Lebensverhältniß vorhanden ist, in welchem der Jüngling ohne alle Anfechtungen und Verführungen bleibt. Deswegen aber ist der Uebergang vom Universitätsleben zur Amtswirksamkeit zu schnell. Sprünge thun niemals gut. Der Candidat, der heute den Lebenskreis verläßt, worin man in süßer Thorheit den Fürsten sich gleich dünkt, kann morgen noch nicht in allen Formen des gesellschaftlichen Lebens eingewöhnt seyn, noch viel weniger als Liturg und Homilet eine Gemeinde erbauen, oder als Katechet sich zu den Bedürfnissen der Kinderwelt herablassen. Der Uebergang muß ihm gebahnt und dadurch einem jeden gegeben werden, was man bisher seiner eigenen Beobachtung und seinem Fleiße überließ.²⁶

Eines war klar: Ein Kloster wollte man nicht, der ultramontane Geist der Erzdiözese war abschreckendes Beispiel staatsfeindlicher Religiosität; und also auch kein Priesterseminar in klösterlicher *vita communis*. Ebenso klar grenzte man sich etwa von den württembergischen Seminaren ab, dort herrsche zu viel Zwang. Was man

²⁶ Bericht, 5–7.

brauchte, war aber ein Seminar mit gleichsam zivilisatorischen und kultivierenden Zügen in der praktischen Ausbildung. Warum nicht in Heidelberg, war somit klar geworden. Das Studentenleben sollte ein erkennbares Ende haben; warum nicht etwa in die Residenz mit ihrem dort schon bestehenden Lehrerseminar? Dort war es so teuer wie in Heidelberg und die Stadt bot noch mehr sittliche Ablenkung. Deshalb der häufig vorgetragene Gedanke einer Verortung in einem Landstädtchen: Hier herrschten Einfachheit und Wohlfeilheit, ideale Bedingungen. Aber auch diese Gedanken sollen uns nicht einfach anrühren oder gar erheitern, sondern wir treffen auf eine doch interessante Gesamtkonzeption, die als geeignetes Landstädtchen eben Bretten identifizierte: Landstadt, relative Nähe zur Aufsichtsbehörde der Residenz und – ein ganz großartiger Gedanke: Melanchthonstadt. Hier sollte das zusammenwachsen, was zusammengehörte, nämlich PTS und Schullehrerseminar, das von Karlsruhe ebenfalls nach Bretten verlagert werden sollte. Davon sprach Winterwerber nicht, aber ein melanchthonisches Seminar in der Geburtsstadt Melanchthons, da schwingen *pietas* und *eruditio*, die Motti der Theologie Melanchthons mit. So endete der emphatische wie letztlich fruchtlose Commissionsvortrag Winterwerbers so:

Wir stehen nicht einen Augenblick an, zugleich darauf aufmerksam zu machen, daß der Name der Stadt in kirchenhistorischer Sicht bekannt geworden ist; und wenn bis daher zum Andenken des großen Reformators, des Lehrers von Deutschland, an seinem Geburtsort von der evangelischen Kirche Badens kein Denkmal aufgerichtet worden ist, wie das heut zu Tage die dankbare Nachwelt an andern Orten für die Heroen der Vergangenheit schon gethan hat, so bietet sich hier die Gelegenheit, das Andenken an den großen Mann auf eine seinem Charakter und seiner Bedeutung in der Geschichte völlig entsprechende Weise durch die Errichtung und Verbindung von Anstalten, welche die christliche Volksbildung sich zum Zweck setzen, mit einem Wort, durch ein MELANCHTHONIANUM zu ehren.²⁷

An so etwas war freilich von Staatswegen nicht zu denken. Die Fakultät war für diesen Gedanken nicht zu gewinnen, und auch Nebenius war klar gegen diesen Vorschlag, wie sich 1836/37 zeigte. War das aus heutiger Sicht eine vertane Chance? Erst siebenzig Jahre später ist das Melanchthonhaus in Bretten errichtet worden – und das schon wieder aus einem anderen Geiste.

Aber auch der Liberale Theophor Wilhelm Dittenberger (1807–1871), übrigens Schwiegersonn Carl Daubs – von ihm ist später wieder zu reden – bedachte den Plan eher mit Spott und nannte die Inanspruchnahme Philipp Melanchthons einen „Deckmantel“. 1835 resümierte er das faktische Scheitern der kirchlichen Bestrebungen mit den Worten:

So sollte nach dem Wunsche der Synode der Plan, den man seit dem Jahr 1831 vergeblich ins Leben zu rufen bemüht war, endlich ausgeführt werden, das Studium der Doctrinen der reinen Theologie auf vier Curse beschränkt, der practische Theil derselben von der Universität losgerissen, dafür eine theologisch-practische Specialschule errichtet, die zwei Prediger eines badischen Landstädtchens zu Docenten und Professoren der Exegese, Homiletik, Katechetik, Liturgik,

²⁷ Bericht, 30.

*Pädagogik, Pastoraltheologie und des Kirchenrechts gestempelt und die Candidaten ohne die Möglichkeit eines weiteren wissenschaftlichen, literarischen und geselligen Verkehrs, ohne eine brauchbare Bibliothek, gezwungen werden, diese Anstalt zu besuchen, um so – von Rechts wegen und wider ihren Willen – sich zu practischen Geistlichen fabricieren zu lassen.*²⁸

Hier war also das genaue Gegenstück zum Votum der Synode formuliert. Kein Zweifel, dass der junge Privatdozent hier das Wort für die Fakultät nahm. Der Klarheit wegen profilieren sich noch einmal die Positionen des Jahres 1835 gegeneinander: Was den einen sittliche Praxis war, schien den anderen unwissenschaftlich; was den einen notwendiger Abschied vom Studentenleben, war den andern Zwang in eine Spezialschule, was den einen Grundlegung der Sittlichkeit, war den andern Beendigung des wissenschaftlichen und geselligen Verkehrs, was den einen als Formung, Bildung des Geistlichen nötig erschien, war den andern eine quasi mechanische Charakterformierung bzw. deren Produkt, ein „Fabrikat“. Und umgekehrt: Was Dittenberger als Fächerkanon schilderte, der offenbar nicht zwei Landpfarrern anvertraut werden sollte, bildet heute – abgesehen von der Exegese – das von Walther Eisinger in seinem geschichtlichen Überblick genannte Curriculum ab, wie es die Vikaritas seit 1978 bzw. 1984 klassisch durchläuft.²⁹

In euphemistischer Betrachtung der Synode, aber umso klarer fuhr Dittenberger fort:

*Daß dieses [eben Genannte] aber nicht die Absicht einer hohen Generalsynode seyn konnte, die auf eine wahrhaft preiswürdige Weise für die Kirche des Vaterlandes gearbeitet hat, liegt am Tage, aber die Folge der Realisierung ihres Antrags wäre ohne Zweifel die Errichtung eines auf jeden Fall durch Oberflächlichkeit, Ungründlichkeit und Ertödtung aller wissenschaftlichen Tüchtigkeit ausgezeichneten Instituts gewesen, dem man als Deckmantel seiner inneren Schwächen den Namen Melancthons mit auf den Weg geben wollte.*³⁰ –

Mit der Errichtung des PTS 1838 ist nun aber keineswegs Ruhe eingekehrt. Es „gärte“, wie man damals gerne sagte – und es brachen im Vormärz durchaus neue Gräben auf, auch zwischen Kirche und Fakultät, bei weiterer Verschärfung der Tonlage, wie dies auf der Generalsynode 1843 zutage kam.

Zum einen ist der erstaunliche Umstand zu vergegenwärtigen, dass die Evangelische Kirchensektion und Hüffell nicht klein beigaben. Zum andern ist der nicht weniger erstaunliche Tatbestand zu sichten, dass theologiegeschichtliche Umwälzungen offenbar Platz griffen und zu einer kurzen (!) Synergie zwischen dem hellsten Kopf des jüngeren kirchlichen Liberalismus, nämlich Karl Zittel, und der sich Bahn schaffenden Vermittlungstheologie gelangten. Bei Zittel, liberaler Pfarrer und Publizist, am Ende seine Lebens in Heidelberg Dekan, wird das fassbar als Forderung nach einem Mehr an kirchlicher Freiheit gegenüber dem Staat, wohlgermerkt gegenüber dem sich bis 1860 durchaus auch autoritär gebenden liberalen badischen Staat eines

²⁸ Dittenberger, Ueber Seminarien, 25.

²⁹ Vgl. dazu Eisinger, 46f.

³⁰ Vgl. Dittenberger, ebd.

Reitzenstein, Nebenius oder später Julius Jolly. Mit großem Misstrauen schauten die Staatsmänner auf alle kirchlichen Emanzipationsbestrebungen, da als Horrorgemälde vor allem der Streit mit der auf ihr Verständnis von Freiheit pochenden Erzdiözese vor Augen stand. Im frechsten, analytischsten und anregendsten Buch der Zeit, nämlich Zittels *Zustände[n] der evangelischen Kirche* in Baden (eben 1843 erschienen), mahnte der Autor Erneuerung an angesichts des – wie er meinte – doch durch die Union 1821 beseitigten Demokratiedefizits der Kirche. So forderte Zittel die Reform des PTS zu einem kirchlichen Institut für die Pfarrkandidaten nach dem mit dem Examen vollendeten Studium. Die kirchliche Leitung des Seminars sollte gegenüber der Fakultät auch dadurch gestärkt werden, dass der Seminardirektor am staatlichen Examen teilnahm. Dem sekundierte der konservative Ministerialrat Bähr, später das erste Opfer des liberalen Umschwungs in Baden. Er forderte erneut die Verlegung des PTS weg von Heidelberg und die Errichtung eines eigenen Konvikts (Gebäude), da es vor allem *auf Gewöhnung an ein ernstes, religiöses Leben, wie es einem Geistlichen, als Seelsorger und Vorbild seiner Gemeinde, ziemt*, ankomme.³¹ Hier war nun ein neuer, scharfer Zungenschlag zu hören, der die sich anbahnende Diskussion des Bekenntnisbegriffs schon berührt. Es ging nicht mehr nur um Praxis oder Sittlichkeit, sondern um kirchliche Integration, oder auch Integralismus.

Bähr führte aus, es „bedürfe zwischen Studenten- und Amtsleben einer Brücke, einer Vermittlung [!]; das könne aber die Universität nicht sein, weil sie den Seminaristen in einem Leben festhalte, aus dem er sich gerade lösen solle [...] Die Universitätsprofessoren seien wohl gute Gelehrte, aber deswegen doch nicht gute Praktiker, hätten zudem mit dem praktischen Amt meist nichts zu tun gehabt und seien darum nicht voll befähigt zur Einführung in den praktischen Beruf.“

Und jetzt die Breitseite:

*[D]er Kirche, die ihr bestimmtes Bekenntnis hat, kann es [...] nicht gleichgültig sein, wenn ihre zukünftigen Diener gezwungen sind, sich von Lehrern der verschiedensten, dem kirchlichen Bekenntnis manchmal geradezu widerstrebenden Richtungen auf das Kirchenamt vorbereiten zu lassen.*³²

Der spätere Seminarstreit unter Schenkel zeichnete sich quasi schon ab, wenn Bähr noch eins draufsetzte: „So sei die Universität überhaupt nicht der geeignete Ort für ein Seminar, so gelte das besonders auch von Heidelberg, dem Eldorado ‚des Studentenlebens‘. Kein Ort vielleicht im ganzen Land sei so ungeeignet für ein Predigerseminar wie Heidelberg mit seinem ‚religiösen Indifferentismus‘.“³³ Wie auch machtpolitisch schwierig die Lage erschien, wird im Schlussvotum der Synode deutlich, das die direkte Konfrontation mit der Staatsregierung offenbar zu vermeiden suchte und den einschlägigen Kommissionsbericht an den Großherzog und Bischof seiner Kirche übersandte, mit den Worten: *Die Generalsynode empfiehlt diesen Gegenstand der Weisheit Eurer Königlichen Hoheit zur gnädigsten Erwägung unter Bezug auf den obengenannten Kommissionsbericht.*³⁴

³¹ Zitat nach Hof, 72.

³² Ebd.

³³ Ebd., 73.

³⁴ Ebd.

Großherzog Leopold handelte tatsächlich schnell und wies das Innenministerium an, erneut das Gespräch mit der Kirchenleitung zu suchen, die sich mittlerweile von einer Evangelischen Kirchensektion des Innenministeriums wieder zum Oberkirchenrat gemausert hatte. Hüffell wurde erneut um eine Stellungnahme gebeten. Der Prälat blieb darin sachlich, aber schneidend bestimmt. Unabhängig von einer Einzelbewertung wird man wohl aussprechen müssen, dass in der Sicht des EOK das Verhältnis von Seminar und Fakultät kein mehr ergänzendes, sondern gegensätzliches zu werden drohte oder schon geworden war. Hüffells Vortrag gipfelte in der Forderung eines PTS nach den ursprünglich intendierten Zwecken aufgrund der zu beobachtenden Unklarheit der Theologie:

Diese war nämlich in ihrer bisherigen Richtung für den Diener der Kirche nicht nur großenteils völlig unbrauchbar, sondern für dessen eigentlichen Beruf zerstörend, und man mußte aufhören, ein Theologe zu sein, um ein Geistlicher werden zu können; ja es geht so weit, daß wir im gegenwärtigen Moment, wo doch ein besserer Geist in der Wissenschaft begonnen hat³⁵, noch kein wissenschaftlich gültiges System der christlichen Glaubens- und Sittenlehre besitzen, daß jeder Professor der Theologie nur für sich und seine Interessen operiert, unbekümmert, was daraus hervorkommen mag, und daß also der angehende Geistliche völlig ratlos in sein Amt treten würde, wenn ihn die praktische Theologie nicht bestimmte, in der Kirche und ihrem Glaubensbekenntnisse einen Anhaltspunkt zu finden.³⁶

Das war nun freilich starker Tobak, zumal Hüffell erneut beklagte, dass kein kirchliches Institut in Bretten errichtet worden sei, und resümierte:

In dieser Weise hat sich denn auch das Predigerseminar in Heidelberg nicht als zweckmäßig bewährt, und man kann bei der strengsten Unparteilichkeit vor Gott und den Menschen, welche genauer mit den Verhältnissen bekannt sind, von keinem Segen reden, welchen diese Anstalt der Kirche gebracht hätte, obgleich damit den Personen, welche dabei wirken, nach ihren ursprünglichen Bestimmungen, als Universitätslehrer; schlechthin kein Vorwurf gemacht werden soll. Nicht die Personen sind es, sondern die Verhältnisse, welche eine Veränderung dringend notwendig machen.³⁷

Und wenig später:

So müssen wir diese Anstalt in ihrer bisherigen Weise für nicht geeignet, ihrem beabsichtigten Zwecke zu entsprechen, erklären und können uns bei ihrem Fortbestand in dieser Richtung nicht länger beruhigen.³⁸

Das war dann doch eine Kampfansage.

³⁵ Offenbar ein Hinweis auf die frühe Vermittlungstheologie eines Ullmann.

³⁶ Zit. nach Hof, 74.

³⁷ Ebd., 74.

³⁸ Ebd., 75.

Menschen, Geister, Direktoren

Der Kampf blieb aus, aufgeschoben, aber er blieb aus. Der Grund hierfür liegt einerseits in den Zugeständnissen an die Kirche und andererseits in der Berufungspolitik. Das eine Zugeständnis lag darin, dass der Gedanke eines Konviktes, der ja auch für die künftigen Kandidaten von hoher wirtschaftlicher Bedeutung war, in den Statuten unter § 16 „in Aussicht“ genommen worden war, was aber 120 Jahre Makulatur bleiben sollte. Das andere waren Person und Persönlichkeit Richard Rothes.

Auf ihn, seine schwierige Theologie und seine zugleich immer noch misskannte Bedeutung für die Badische Kirche im 19. Jahrhundert, kann ich nicht eingehen.³⁹ Genannt muss er freilich werden, da er als ein nie recht einordenbares Zwitterwesen zwischen radikalstem Freigeist und „Mystizismus“ der Mann war, der die Gemüter in Baden allgemein und zu Heidelberg speziell zu dämpfen vermochte. Dabei war er nicht einmal erste Wahl gewesen. Vielmehr hatte Baden versucht, einen der lebenswürdigsten preußischen Theologen, nämlich Carl Immanuel Nitzsch zu gewinnen. Nitzsch (1778–1868) gehörte zu den wichtigsten Vermittlungstheologen, war seit 1817 Direktor des Predigerseminars in Wittenberg gewesen und wirkte seit 1822 in Bonn am Praktischen Seminar, also der richtige Mann mit der notwendigen Erfahrung. Doch Nitzsch lehnte ab. An seiner Statt wurde eben Richard Rothe berufen⁴⁰, der ebenfalls vom Wittenberger Seminar, nämlich dem dortigen Seminarlehrer (ab 1832 Seminardirektor) Heinrich Heubner (1780–1853), einem Erweckten, stark geprägt war – und es blieb. Rothe, auch das ist bemerkenswert, wurde am 27. April 1837 berufen, also noch vor Erlass der Seminarstatuten, an denen er offenbar selbst noch mitgewirkt hat.

Ein Nebenblick: Im Zuge dieser Vorberatungen, u.z. an deren Ende, am 23. Oktober 1837 ist auch von Amtswegen der Universitätsgottesdienst (seit 1838) geregelt worden, wohl eher ein Nebenprodukt der Beratungen über die Andachten (Seminar-gottesdienste), die in dem geplanten Konvikt gehalten werden sollten. Und auch diese scheinen erst in Blick geraten zu sein, als man der Fakultät abtrotzte, dass die Lehrveranstaltungen des PTS vor allem praktische Übungen und nicht nur Vorlesungen umfassen sollten. Und um den Universitätsgottesdienst in seiner neuen Gestalt stand es dann auch nicht zum Besten. Das Heidelberger Pfarrministerium sprach sich klar dafür aus, dass zu diesem Gottesdienst nicht geläutet werden dürfe. Der Kompromiss bestand dann darin, dass nun doch, aber nur mit einer Glocke geläutet wurde – winters in der Providenz-, sommers in der Peterskirche. Ist das ein Grund dafür, dass die dann ins Auge gefasste und 1896 etablierte alleinige Nutzung der Peterskirche für Universitätsgottesdienste mit nur einer Glocke auskommt? Auch war vertraglich geregelt worden, dass an den hohen Festtagen kein Universitätsgottesdienst stattfinden durfte. Und der auch von der obersten Kirchenbehörde vorgetragene Wunsch nach Abendmahlsfeiern war nicht durchsetzbar. Als Argument wurde angeführt, dass es

³⁹ Vgl. einstweilen Ehmman, Richard Rothe und der Akademisch-Theologische Verein.

⁴⁰ Nach Schenkel, *Bildung*, 100, war auch an den damaligen Marburger Julius Müller gedacht worden, auch er also Vermittlungstheologe.

gar keine eigentliche Universitätsgemeinde gebe, da auch die Seminaristen in ihren eigenen Gemeinden zum Abendmahl gingen bzw. ja gehen könnten.⁴¹

Im Januar 1838 war das PTS rechtlich ins Leben gerufen worden; eröffnet wurde es am 18. Mai 1838. Zwischenzeitlich vollzog sich auch die Berufung der Fakultätsprofessoren für die einzelnen Fächer.

*Herr Stadtpfarrer [und a.o. Prof.] Dr. Dittenberger [...] war zum zweiten Lehrer und Universitätsprediger ernannt worden, und auch die übrigen Mitglieder der theol. Facultät hatten sich gern bereit erklärt, den Unterricht in den einzelnen Fächern zu gestalten.*⁴²

D.h., dass der Stadtpfarrer an Heilig Geist sich offenbar sehr wohl das zutraute, was er für Bretten beargwöhnt hatte, nämlich die Verbindung von Pfarramt und wissenschaftlicher Ausbildung. Zum andern erfahren wir also etwas von einem im Rang zweiten Universitätsprediger, der erste, zeitlich wie im Rang ist also Richard Rothe gewesen. Doch war es m.W. Dittenberger, der in seiner Studie zur Heidelberger Universitätsgeschichte seit 1804, die 1844 erschien, als erster voller Stolz den Titel „Universitätsprediger“ auch im Buchtitel anführt – übrigens noch vor dem Titel eines Lehrers am *ev.-prot. Seminarium in Heidelberg*.

Rothe nun veröffentlichte zur Einweihung des Seminars eine Denkschrift, mit dem Titel *Warum fühlt die deutsch-evangelische Kirche gerade in unsern Tagen das Bedürfnis von Predigerseminariern?* Die Schrift war Programm, indem nicht nur die Geschichte der bisher entstandenen Seminare – also ähnlich der Schrift Dittenbergers nur wenige Jahre zuvor – angerissen, sondern erläutert wurde, was ein Seminar zu leisten habe. Die Zielsetzung dieses Vaters des Liberalismus klingt geradezu erwecklich, ja pietistisch. Ein Teil der praktischen Irenik dieses Liberalen und dieses liberalen Programms liegt zweifellos in seiner Frömmigkeit, welche die Kandidaten, es waren anfänglich neun, zu beeindrucken wusste. Frömmigkeit, theologische Überzeugung und kirchlicher Geist waren die Trias seines Programms, in klarer Betonung der Frömmigkeit:

*Im Schooße einer solchen frommen Vereinigung [scil. des Seminars] können [...] die ersten zarten Keime des christlichen Lebens, die ohne eine sie zeitigende Atmosphäre und Pflege die harte Hülle des alten Menschen nicht würden durchbrechen können, ans Licht hervordringen. Hier kann die christliche Erweckung in ihrem Verlauf [...] so geleitet werden, daß ein gesunder und sittlich kräftiger Glaube an den Heiland aus ihr geboren wird. Hier kann die junge Pflanze des Glaubenslebens von früh an von den Auswüchsen der Unlauterkeit gereinigt werden, durch welche sie so leicht verkrüppelt. Hier kann die anfangs noch so haltungslose und in die Macht des sich selbst unklaren Gefühls gegebene Herzensfrömmigkeit in die erste Schule der Heiligung durch Selbstverläugnung und Thätigkeit in Liebe und Gehorsam eingeführt und so zu sicherer und wirksamer Gesinnung erhoben werden.*⁴³

⁴¹ Was auch Schenkel, *Bildung*, 123, beklagte.

⁴² Daniel Schenkel, *Bildung* 105.

⁴³ Vgl. Rothe, *Denkschrift*, 11f.

Was nun von den Liberalen seit Jahren beföhdet worden war und immer wieder bekämpft worden ist, war die (verordnete) *vita communis* als Lernfeld öffentlicher, d. h. bürgerlicher Frömmigkeit. Rothe nun hatte das Charisma, das man ihm abnahm, es tolerierte und wertschätzte, wenn er von *evangelischer Klösterlichkeit*⁴⁴ sprach. Ein Kloster hatte man ja nie gewollt und schon beim „Konvikt“ Bedenken gezeigt. Doch Rothe gelang es, den Begriff mittels einer authentischen Spiritualität zu erfüllen, die in gewisser Weise „raumgreifend“ war und eine Atmosphäre von Ernst und Ergriffenheit schuf.⁴⁵ Dennoch oder gerade deshalb scheint gerade Rothe dem Gedanken eines „Internats“ immer verpflichtet gewesen zu sein.⁴⁶ Und ihm hat man das offensichtlich nicht übel genommen.

Rothe verließ das Seminar 1849 Richtung Bonn, um später als Systematischer Theologe nach Heidelberg zurückzukehren. Sein Nachfolger – nach einjährig kommissarischer Leitung Dittenbergers – wurde 1850 Daniel Schenkel (1813–1885), der hochverehrte und vielgescholtene, der „Kirchenpolitiker und Agitator“ (Reinhard Ehmann), der in seiner Denkschrift zum 25. Jubiläum des Seminars (1863) schon die zeitgenössischen Konflikte in die Form seiner Seminargeschichte einfließen lässt. Sein Vokabular war ein anderes als das Rothes, ihm ging es um „Wissenschaftlichkeit“ und „Überzeugungstreue“ gegen „Symbolzwang“. Was er darunter verstand, brachte ihn, den ursprünglich, bis in die 1850er Jahre konservativen Schweizer und später erzliberalen Theologen ins Zentrum kirchenpolitischer Auseinandersetzungen – und, ob seiner „multifunktionalen“ Präsenz als Seminardirektor, das Seminar selbst in die Krise.

Treffend und ironisch hat diese auch bedrohliche Multifunktionalität bzw. -präsenz Schenkels der spätere Karlsruher Stadtdekan Emil Zittel, Sohn des erwähnten Karl Zittel und glühender Verehrer Schenkels⁴⁷, so beschrieben:

*Kommt der junge Mann zur Universität, so nimmt ihn Professor Schenkel in Empfang, dessen Vorlesungen im Hinblick auf die kommenden Examina er hören muß. Hat er ausstudiert, so geht er aus den Händen des Professor Schenkel in die Obhut des Seminardirectors Schenkel über: Der Seminardirector überliefert den Candidaten nach Jahresfrist an den Examinator Schenkel, der über seine Befähigung nach den Erfahrungen im Kolleg und Seminar sein Urtheil spricht. Dann händigt der Examinator ihn dem Ausschußmitglied Schenkel ein, der bei jeder Pfarrbesetzung das große Wort führt und stets geltend macht, daß er den jungen Mann ja seit Anbeginn seiner Studien kenne. [...] Für die Frequenz der Facultät war dieses Verhältniß ein Gewinn [?], aber auch das spornte die Orthodoxen [Erweckten, Positiven] an, sich um jeden Preis Schenkels zu entledigen.*⁴⁸

⁴⁴ Vgl. ebd., 15.

⁴⁵ Vgl. dazu Karl Mühlhäuser: „Ich sehe ihn [Rothe] noch jetzt, wie er vor uns stand mit dem Gepräge des heiligen Ernstes und des innersten Ergriffenseins und uns in die Tiefen und Höhen der Worte des Apostels Johannes einföhrt, deren Verständniß ihm nach seiner eigenthümlichen Geistesgabe ganz besonders aufgeschlossen war.“ Vgl. Vorwort zu Richard Rothe, Der erste Brief Johannis, 4.

⁴⁶ Vgl. Frommel, 29. Heinrich Bassermann, Richard Rothe, 92f, prüft, ob und inwieweit Rothes „Konvikts“-Begriff eine besonderes Erbe seiner Wittenberger Erfahrungen darstellt, die Rothe auch in Heidelberg zu implementiren suchte.

⁴⁷ Vgl. Johannes Ehmann, Emil Zittel.

⁴⁸ Zitat nach Adolf Hausrath, Richard Rothe, II, 488.

Über Schenkel ist viel geschrieben worden. Hier kann nur ganz verkürzt das Wesentliche im Zusammenhang des Seminars dargestellt werden.⁴⁹

1849 trat er die Nachfolge Rothes an. Allgemeines und Spezifisches führten dann das Seminar binnen 15 Jahre in die Krise. Zu den allgemeinen Umständen gehört die badische Revolution und die ihr folgende Reaktionszeit, welche für die Zeit der Prälatur Carl Ullmanns (1853–61) den kirchlichen Integralismus stärkte und eine konservative Vermittlungstheologie stärkte, deren Höhepunkt die Generalsynode von 1855 bildete.

Zum Spezifischen zählt, dass die von Hüffell niemals aufgegebenen Kritik an der Staatlichkeit des PTS, der Mangel eines Konvikts und die theologische Ausrichtung des Seminars auch von Ullmann in vollem Umfang geteilt wurde, wobei die evangelische Kirche weiterhin an der Haltung des Staates scheiterte. Der Kampf zwischen Kirche und Staat um das Seminar, den Rothes Charakter gedeckelt hatte, drohte zu eskalieren. Der politische Druck der Reaktion und Ullmanns versöhnlicher Geist hielt die Verhältnisse aber noch in der Schweben.

Zum gewichtigsten Spezifikum zählt nun freilich Daniel Schenkel selbst. Frommel nennt ihn einen „unruhigen, aktivistischen Geist“⁵⁰. Das war er auch. Man mag ihn „entwicklungsfähig“ nennen oder auch nur „machtbewusst“ – jedenfalls hat der frühe Heidelberger Schenkel sich zunächst im konservativen Feld bewegt und war einer der Propagandisten gegen den Heidelberger Philosophen Kuno Fischer, der im unrühmlichen Heidelberger Pantheismusstreit 1853 der Universität verwiesen wurde.⁵¹ In dieser Zeit hat sich der Seminardirektor Schenkel auch noch ganz im Geiste Hüffells bzw. Ullmanns für eine kirchliche Bindung des Seminars ausgesprochen.

Demgegenüber hielt der zwischenzeitlich nach Heidelberg zurückgekehrte Rothe 1855 als Mitglied der Generalsynode an der gegebenen Struktur fest.

Die Kulmination, ja Eskalation ereignete sich nach der politischen und kirchenpolitischen Wende in Baden, der sog. Neuen Ära des Jahres 1860, die 1861 auch zum Sturz des vermittlungstheologischen Kirchenregiments Ullmanns führte und den kirchlichen Liberalismus ein Vierteljahrhundert zur Herrschaft brachte.

Die Kulmination erfolgte, als Schenkel 1863 seine bereits genannte Denkschrift anlässlich des 25jährigen Bestehens herausgab. Das Stiftungsfest am 3. Juni 1863 war selbst ein Hochfest des Liberalismus, bei dem die Hauptvertreter des politischen und kirchlichen Liberalismus zusammentrafen.⁵²

Schenkels Wende zur liberal-staatlichen Auffassung des Seminars, die seine Persönlichkeit eben nicht ausgleichen konnte, hat Frommel treffend in den 6 Punkten der Schenkeschen Programmatik zusammengefasst⁵³:

1. *organische Verbindung mit der Universität,*
2. *Direktor zugleich ordentliches Mitglied der Fakultät [womit Schenkel sich quasi selbst der Fakultät inkorporierte]; deren Mitglieder gleichzeitig Lehrer im Predigerseminar.*

⁴⁹ Vgl. etwa: Reinhard Ehmman, Daniel Schenkel; Noordveld-Lorenz, Gewissen und Kirche; insb. Frommel, 30–36.

⁵⁰ Vgl. Frommel, 31

⁵¹ 1872 hat ihn die Universität durch einen Ruf auf eine ordentliche Professur wieder rehabilitiert.

⁵² Vgl. Ehmman, Emil Zittel, 263.

⁵³ Alles Weitere nach Frommel, 31f.

3. *Unabhängigkeit von der Kirchenbehörde.*
4. *Vermittlung der wissenschaftlichen Probleme mit den Aufgaben des praktisch-kirchlichen Lebens.*
5. *Von jedem Gewissensdruck freie Behandlung der Zöglinge.*
6. *Erhaltung des freien protestantischen Geistes.*
7. Gegen die Errichtung eines Konvikts sprach Schenkel sich aus.⁵⁴

Das alles ist erwägenswert, ja wichtig. Die weitere Entwicklung zeigt freilich, dass Schenkel, wie viele Aufklärer und Liberale, in der Propagierung des freien protestantischen Geistes (nach seinem Verständnis) die Stimmung des Kirchenvolkes, gerade der einflussreichen Erweckten falsch einschätzte, vielleicht im Überschwang angesichts der neuen Ära unter dem liberalen Prälaten Julius Holtzmann. Aus der Sicht der Konservativen wurde das Seminar jetzt zu einer Art liberaler Kadenschmiede, welche die Kandidaten der gemeindlichen Religiosität (wiederum nach deren Verständnis) entfremdeten. Erfuhr man dieses nicht gerade im Kampf gegen den Ullmannschen Katechismus und die Klärung des Bekenntnisstandes, wie sie 1855 erfolgt war?

Zur Eskalation kam es im sog. Schenkelstreit nach 1864, der eben auch die Geschichte des Seminars berührt. In diesem Jahr gab Schenkel sein berüchtigtes „Charakterbild Jesu“ heraus, ein wissenschaftlich nicht eben bedeutendes Werk, das auch von Liberalen kritisiert wurde. Kurz gesagt war Schenkels Werk einzuzeichnen in die Geschichte der Historisierung und Entmythologisierung Jesu. Die Folge war eine sachlich teils angemessene, teils aber auch völlig überzogene Kritik vor allem der Erweckten, die sich in einer Fülle von Eingaben an den Großherzog niederschlug. Ziel der Kampagne war die Entlassung Schenkels aus seinem Amt als Seminardirektor. Schenkel hat diese kirchenpolitische Krise überlebt. Doch der Preis war hoch.

Wir müssen noch einmal zurückblenden: Ganz im Geist der „Neuen Ära“ hatte der Staat mittels Gesetz vom 9. Oktober 1860 die staatskirchenrechtlichen Verhältnisse neu geregelt. An die sich nun abzeichnende (relative) Trennung von Staat und Kirche hatten sowohl Konservative wie Liberale große Hoffnungen geknüpft. Die Angelegenheiten der Kirche in relativer Staatsfreiheit zu ordnen, war nicht nur Anliegen der Liberalen gewesen. Gerade aus konservativer Sicht wäre ja nun die Gelegenheit gegeben gewesen, auch das Predigerseminar in dem Sinne zu ordnen, wie es einem Hüffell oder Ullmann vormals vorschwebte. Es ist dem damals noch virulenten Staatsoptimismus gerade der Liberalen zuzuschreiben, dass dieser Weg nicht begangen wurde, sondern – 1866 sogar von Rothe – der status quo damit begründet wurde, dass allein so die Staatsdotierung des Seminars aufrecht zu erhalten sei. Frommel hat auf den Kardinalfehler dieses Denkens aufmerksam gemacht, 1938, als man die kirchen-politischen Gefahren klarer vor Augen hatte.

Mit dieser neu gewonnenen Eigenständigkeit der Kirche einerseits und der Aufrechterhaltung des status quo des Seminars (und seines Direktors) schürzte sich der Knoten – zum Schaden des Seminars.

Denn die mit der Schenkel-Frage befasste liberalste Synode der badischen Kirchengeschichte samt EOK sprachen sich gegen eine Entlassung Schenkels aus. Die Lösung des Problems erfolgte weniger theologisch als rechtlich; denn nun erwies sich die vorgenommene Aufrechterhaltung des staatlichen Charakters des Seminars als

⁵⁴ Vgl. Schenkel, *Bildung*, 140.

mit dem neuen Staatskirchenrecht, das die Belange der Kirche in Ausbildungsfragen schützte, nicht mehr vereinbar. Konservative Kritik damals wie heute wird mit einem gewissen Recht formulieren, dass in der Tat EOK und Synode hier staatliche Belange verfochten, die freilich theologisch und kirchenpolitisch unterfüttert waren. So also blieb nur die rechtliche Lösung der Aufhebung des 1838 noch festgeschriebenen Seminarzwangs. Kein badischer Theologe musste nun mehr das Seminar besuchen. Für die Liberalen eine nie recht erkannte Niederlage; für die „Positiven“, wie es damals teils hieß, ein unvollständiger Sieg. Aus heutiger Sicht für die praktisch-theologische Ausbildung ein herber Verlust, da damit dem seit Zimmers Überlegungen gehegten Grundgedanken einer praktischen Ausbildung als Bedingung geistlichen Dienstes und Bildung pastoraler Existenz ein faktisches Ende bereitet wurde.

Die Zahl der Kandidaten sank bisweilen auf 4; ein Konvikt war – von den Liberalen ja nie recht gewollt – ohnehin in weite Ferne gerückt. Durch Gesetz bzw. ministerielle Verordnung vom 17. Oktober 1867 wurde die Verhandlungsmasse „Praktisches Seminar“ in das „Evangelisch-protestantische theologische Seminar der Universität Heidelberg“ überführt, in dem – nach dem Ende des theoretischen Studiums in 5 Semestern – die Theologiestudenten durch praktischen Unterricht auf die *Führung des evangelisch-protestantischen Predigtamtes* vorbereitet wurden (§ 1 der neuen Ordnung). Die kirchliche Seite war nicht mehr im Spiel; der nunmehr wieder konservativer agierende Oberkirchenrat, wurde 1883 gleichsam abgestraft, indem er von der Berufung Heinrich Bassermann in das Amt des Seminardirektors aus der Zeitung erfuhr.⁵⁵ An kirchlichen Rechten war ohnehin nur geblieben, dass die Landeskirche nach vorheriger Genehmigung Einsicht vom Stand des Seminars, Mitteilung der Kandidatenliste und Kenntnisnahme der Semestralberichte erhielt.

Versöhnung von Theorie und Praxis, von Wissenschaft und Kirche – Heinrich Bassermann und Johannes Bauer

Um aller möglichen Verwirrung zu entgehen: Wir reden jetzt also, wenn wir vom PTS reden, vom Protestantischen, nicht Praktisch-theologischen Seminar; nicht mehr von einem Predigerseminar, schon gar nicht von einem Konvikt. Wir reden allein von der institutionellen Verortung der praktischen Theologie innerhalb des Gesamtstudiums. Etwas mehr Luzidität entstand mit der Neustrukturierung der Fakultät im Jahre 1895. Jetzt wurde bestimmt: *An der Universität Heidelberg besteht neben einem in verschiedene Abteilungen [scil. heute Disziplinen] gegliederten rein wissenschaftlich-theologischen Seminar ein evangelisch-protestantisches praktisch-theologisches Seminar für die Studierenden der Theologie an dieser Hochschule.* Jetzt also müssten wir streng genommen von einem EPPTS sprechen, in welchem „Besprechungen von wesentlich praktischem Charakter über Dogmatik und Ethik“ abgehalten wurden.⁵⁶ Unser Praxisbegriff ist das nicht, und ebenso wenig war dies der ursprüngliche Leit-

⁵⁵ Vgl. Frommel, 35.

⁵⁶ Vgl. dazu Eisinger, 40.

gedanke der pastoralen Bildung vor nunmehr bald 80 Jahren. Aber dennoch hatte sich mittlerweile ein entscheidender Wandel vollzogen.

Erneut eine historische Reminiszenz: Zum einen die multiple Krise der Heidelberger Fakultät: Nach der Reichsgründung und der Angliederung des Elsass war die Fakultät in eine tiefe Krise geraten, die sich in katastrophalen Belegungszahlen niederschlug. Das Bonmot des 1876 als a.o. Professor, dann 1880 auf den Praktisch-theologischen Lehrstuhl in Heidelberg berufenen Heinrich Bassermann (1849–1909), in seinen Anfangsjahren seien auf einen Professor je ein Student gekommen⁵⁷, macht das anschaulich. Die Gesamtzahl der Theologiestudenten bewegte sich im niederen zweistelligen Bereich, die der badischen Kandidaten im niedrigen einstelligen. Faktisch spielte Heidelberg als Landesuniversität für die evangelische Kirche eine nur noch untergeordnete Rolle. Zum einen genoss Heidelberg den Ruf brillanter, aber eben fast nur liberaler Theologie (Holsten, Holtzmann, Merx, Schenkel, später Hausrath), zum andern erfuhr Heidelberg durch die starke Privilegierung der neu begründeten Universität Straßburg im „Reichsland Elsass“ einen empfindlichen Aderlass (z. B. Heinrich Holtzmann).

Die „positiv“ geprägten Familien – damals noch stammte ein Großteil der Theologiestudenten aus einem badischen Pfarrhaus – schickten ihre Söhne in die „positiven“ Fakultäten Erlangen, Greifswald oder Halle. Diese Krise waren für Staat und Kirche unübersehbar.

Wieder war es die Kompetenz und vor allem Persönlichkeit eines Theologen, die neue Wege wiesen. 1883 übernahm Bassermann in der Nachfolge Schenkels nun die Seminardirektion. Was strukturell im Argen lag, hat er durch seine Vertrauen schaffende Persönlichkeit beseitigt, gepaart mit vielseitigen Interessen, insbesondere an den lang vernachlässigten liturgischen, aber auch katechetischen Fragen, die er in Studien zu Gottesdienst und Katechismus explizierte. Vor allem aber als Homiletiker und Mitherausgeber der „Zeitschrift für praktische Theologie“ ist er bekannt geworden.⁵⁸ War sein Prinzip das der Versöhnung von Theorie und Praxis, so war mit Praxis nun in der Tat und explizit die kirchliche Praxis gemeint. Klar ist freilich, dass Bassermann damit „praktisch“ (im mehrfachen Sinne) die o.g. Richtlinien sprengte, nach denen die praktische Ausbildung v.a. in *Besprechungen von wesentlich praktischem Charakter über Dogmatik* bestehen sollte. Bassermann selbst wurde seinen Kandidaten Lehrer, Seelsorger und Anleiter zur geistlichen Existenz im Dienst der Kirche. Das war es, was er unter „Versöhnung von Theorie und Praxis“ verstand.

Wie seine Vorgänger Rothe und Schenkel hat er seine Prinzipien in einer Fest- und Denkschrift niedergelegt – 1899 im Gedenken an den von ihm hochverehrten Richard Rothe. Auch Bassermann war fraglos ein Liberaler, aber von anderem Schlag und Charakter als sein Vorgänger. In der Festschrift heißt es:

Das Heidelberger praktisch-theologische Seminar erstrebt vor allem einen Ausgleich zwischen Freiheit und Ordnung. Es kennt keinen Zwang außer dem, den die Erfüllung der einmal übernommenen Pflicht jedem Gewissenhaften von selbst auferlegt. Fern ist vor allem jeder Zwang der Gesinnung; den verabscheut es als das schlimmste Uebel, das man jungen, noch in der Bildung begriffenen Seelen

⁵⁷ Vgl. Frommel, 36.

⁵⁸ Siehe dazu die unter Bassermann aufgelisteten Werke im Literaturverzeichnis.

zufügen kann, und als das verderblichste Mittel, durch das man der Kirche einen dienen zu müssen, auferlegen kann. [...]

Das Seminar erstrebt weiter eine Versöhnung von Theorie und Praxis. Was jene an Kenntnissen vermittelt und an Systemen aufgebaut hat, das soll hier seine Anwendung und Bewährung finden. Nicht wegwerfen soll der Theologe was er auf der Universität in sich aufgenommen hat, wenn er an die praktischen Aufgaben herantritt, nein, gebrauchen soll er es, gebrauchen lernen auf eine besonnene, durch Erwägung des praktischen Zweckes und durch Kenntnis der tatsächlichen Umstände geleitete, d. h. methodische Weise. Die Verbindung des Seminars mit der Universität ist ein laut redender Protest gegen die unselige Zerreißung der Theologie in eine wissenschaftlicher und eine kirchliche.

Deshalb erstrebt das Seminar ferner die Versöhnung von Theologie und Kirche; denn es treibt Theologie und kennt sie nur als freie Wissenschaft; aber es dient damit der Kirche, vorab der Landeskirche, ohne deren Existenz auch es schließlich nicht sein würde. [!] Dabei ist es geleitet vom Vertrauen zu der Wahrheit, der Einen Wahrheit, die zwar noch kein Sterblicher ganz besessen hat, auf die sich aber alle zu verlassen haben, sofern sie überhaupt nach Wahrheit streben. Diese Eine Wahrheit kann nicht wider Gott sein und nicht wider Christus, in dem Gott uns erschienen ist. In dieser Wahrheit liegt das Heil der Kirche nicht weniger als das der Wissenschaft, ob auch beide auf verschiedenem Wege nach ihr streben und auf verschiedene Weise ihr dienen.

Und zuletzt erstrebt das Seminar die Versöhnung der einzelnen Persönlichkeiten, die sich auf Grund freier wissenschaftlicher Vorbildung dem Dienste der Kirche widmen. Verschieden sind ihre Anlagen, verschieden ihre Herkunft, ihre innere und äußere Entwicklung und ihre Theologie. Aber zusammengefaßt durch die gemeinsame Arbeit an dem gleichen, von Allen mit Ehrfurcht behandelten Stoff, und durch das gemeinsame Ringen nach dem gleichen, von Allen mit Eifer erstrebten Lebensziel, lernen sie sich einander in ihrer Verschiedenheit verstehen und in ihrer Eigenart schätzen.⁵⁹

Die Neugliederung von 1895 nutzte Bassermann dazu, verstärkt Praktiker des kirchlichen Dienstes in das Seminar zu integrieren. Als wichtigstes Beispiel mag der Pfarrer an Heilig Geist, Adolf Schmitthenner (1854–1907) gelten, der (mit den Worten Otto Frommels) *nicht nur gründliche theologische Bildung, pastorale Erfahrung, tiefgegründete christliche Persönlichkeit, sondern auch die Gabe des dichterischen Ingeniums mitbrachte, wodurch er auch dem trockensten Lehrstoff die kräftige Farbe des Lebens und der Anschauung zu verleihen vermochte.*⁶⁰ Schmitthenner war ein Dichterpfarrer, der sich auch dem damals beliebten Genre des Gelehrten- oder Professorenromans widmete. Sein bekanntestes Werk ist das schaurig-schöne, aus heutiger Sichte etwas schwülstige Werk *Das deutsche Herz* (1907), das vom schlimmen Geschick derer v. Hirschhorn im 16. und 17. Jahrhundert handelt, ein auch kirchengeschichtlich durchaus lesenswertes Buch, das mind. 89.000mal gedruckt wurde. Schmitthenner folgte der ehemalige Karlsruher Seminarlehrer Otto Frommel.

⁵⁹ Vgl. Bassermann, Richard Rothe, 101f.

⁶⁰ Frommel, 39.

Kehren wir zur Seminarleitung zurück. Bassermann starb im Sommer 1909 in den Schweizer Bergen. 1909 war das Jahr, in dem auch Hausrath und Merx starben. Die gemeinsame Gedächtnisfeier in der Peterskirche für alle drei kurz nacheinander verstorbenen Professoren dürfte eine der bedrückendsten Feiern gewesen sein, welche die Peterskirche je erlebt hat. Bassermanns Rolle als wesentlicher Neubegründer der Heidelberger Universitätsgottesdienste ist indirekt von dem eben genannten Otto Frommel gewürdigt worden, der die „Akademischen Predigten“ Bassermanns 1911 unter dem Titel „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst?“ postum herausgab.

Nachfolger Bassermanns wurde der aus Lahr stammende Johannes Bauer (1860–1933), Großvater des vor wenigen Jahren verstorbenen Heidelberger und Mainzer Gelehrten Gustav Adolf Benrath d.J. Hatte Bassermann das Charisma der Liebenswürdigkeit und Kompetenz besessen, so Bauer das der Achtbarkeit und Autorität. Man würde ihn heute wohl einen „scharfen Hund“ nennen, der aber im Examen große Milde walten ließ.

Bauer kam über das badische Pfarramt und Privatdozentur in Marburg nun von einer Praktischen Professur in Königsberg wieder nach Heidelberg, wo er Schüler Bassermanns gewesen war. *Bei seiner Berufung – so Otto Frommel – hatte der damalige Oberkirchenratspräsident D. Helbing entscheidend mitgewirkt – ein Beweis dafür, daß ein starker Kirchenführer sich in solchen Fällen Gehör und Einfluß zu verschaffen wußte.*⁶¹

Bei aller Unterschiedlichkeit der beiden Charaktere wollten sie beide dasselbe, ohne dass man Bauer zum Epigonen herabwürdigen darf. Wie sein Lehrer versuchte Bauer, theologische Gegensätze durch Bildung zu überbrücken, Kultur und praktische Ausbildung miteinander zu vermitteln. Dazu kam bei ihm im Seminar die Ausbildung im Kirchenrecht, Geistlicher Musik und auch Diskussion aktueller kirchenpolitischer Fragen. Berühmt, vielleicht auch berüchtigt waren nun die beiden Seminarorgeln für die Kandidaten in der Schulgasse 2, wo das Seminar seinerzeit seinen Sitz hatte.

Wie Bassermann engagierte sich Bauer spürbar in den Gremien der Landeskirche. Die ehemalige Kluft zwischen kirchlichem Seminar und Staatsanstalt war nicht geschlossen, aber faktisch durch die Arbeit des Direktors nicht mehr spürbar. Bauer war vor allem an agendarischen Vorarbeiten beteiligt (1909). Sein 1915 veröffentlichtes Lehrbuch „Zur Geschichte des Bekenntnisstandes“ der badischen Kirche sowie seine Dokumentation „Die Union 1821“ (1921) waren als Quellenbände zum Studium der badischen Kirchengeschichte gedacht. Aus heutiger Sicht sind sie überholt, zumal man den nationalliberalen Geist in seiner Kommentierung auch von Parteilichkeit nicht ganz freisprechen kann. Besondere Aufmerksamkeit kann heute noch sein politisch konservativer, aber doch auch nachdenklich gestimmter Vortrag *Der theologische Nachwuchs nach dem Krieg* finden. Er suchte mitten im Krieg gleichsam prospektiv die Aufgaben der künftigen Theologengeneration zu umreißen – teils mit statistischen und schon kirchensoziologischen Gedanken, all das aber unter dem Eindruck des Verlusts an Menschenleben, der ja vor dem Heidelberger Seminar nicht Halt machte.

⁶¹ Frommel, 42.

In diesem seinen Vortrag zeigt sich aber auch die didaktische Modernität Bauers, der das damals wahrscheinlich neue deutsche Wort „Arbeitsgemeinschaft“ zur Charakterisierung seiner Seminare und *des Seminars* wählte:

Die Bedeutung und der Wert unseres Seminars liegt einmal darin, daß es mit der Universität verbunden ist. Es ist dadurch verpflichtet, die Einführung in das praktische Leben der Kirche in enge Beziehung zur wissenschaftlichen Grundlage der Theologie zu bringen, Wissenschaft und Praxis einander näher zu bringen. [...] Dann aber sehen wir das Seminar als eine Art Arbeitsgemeinschaft zwischen Lehrern und Seminaristen an. Mitbeteiligung der Hörer ist die Hauptsache. Wie sich die Vorlesungen an der Universität in den letzten Jahrzehnten im allgemeinen stark veränderten und das größte Gewicht heute auf die Übungen gelegt wird, so trifft das noch mehr auf unser Seminar im Besonderen zu: nur wenige Vorlesungen sind nicht mit Referaten und Diskussion verbunden. Die Kandidaten sollen sich aussprechen über die sie bewegenden Fragen. Jede Meinung ist willkommen. Nur soll der junge Mann lernen, sie zu begründen und verständlich für alle darzustellen.⁶²

1931 legte Johannes Bauer sein Amt nieder, 71jährig; im Katastrophenjahr 1933 ist er gestorben.

Das 100jährige Seminar im „1000jährigen Reich“

Die alten Bänke des Seminars, die im heutigen Predigerseminar lange Zeit als Wanderschmuck dienten, zeigen als Ergebnis langweiliger Vorlesungen eine ganze Fülle von Scratching-Produkten, zu denen auch „Ergebnisse“ meines Vaters wie auch Walther Eisingers gehören. Einem besonders begabten Anonymus verdanken wir dabei ein schonungsloses, aber treffendes Bildnis des zum WS 31/32 berufenen Renatus Hupfeld (1879–1968).⁶³ Sohn eines thüringischen Superintendenten wurde Hupfeld 1912 Pfarrer in Barmen, 1916 Pfarrer in Bonn. 1925 erhielt er eine außerplanmäßige Professur, der umgehend die ordentliche Professur in Rostock folgte. Heidelberg wurde dann seine Lebensstation.

Eine angemessene Würdigung Hupfelds fällt außerordentlich schwer. Ohne weiteres noch lässt sich die Einschätzung von Karl-Heinz Fix nachvollziehen:

Während Johannes Bauer als liberaler Theologe seine Disziplin aus historischer Perspektive betrieb, lag der Schwerpunkt des modern-positiven Hupfeld in der Systematischen Theologie und die Praktische Theologie bildete das Feld ihrer Anwendung.

⁶² Bauer, *Der theologische Nachwuchs*, 20.

⁶³ Bei der folgenden Skizze stütze ich mich vor allem auf Karl-Heinz Fix, *Universitätstheologie und Politik*, 185–198.

Praktische Theologie also als Anwendungswissenschaft. Wir sehen, wie weit der damalige Praxisbegriff vom heutigen entfernt ist. Doch die Probleme liegen an anderer Stelle. Hupfelds Themen waren durchaus zeitgeistig, wenn bei ihm ein starker Antimodernismus, Antiindividualismus, Antikapitalismus und auch noch völkisches Denken anzutreffen sind. Das machte ihn nicht zum Nationalsozialisten. Dazu stand er zu kritisch einer zu starken Vereinnahmung der Kirche durch den Staat und vor allem einer völkischen Theologie entgegen, was ihn zur Mitarbeit in der BK führte. Dennoch zeigt sich die Bewertung Fix' als schlüssig, der in Bezug auf Glaube, Volkstum, Gefolgschaft und Gehorsam resümiert:

*Mit derartigen Aussagen zeigte Hupfeld, wie wenig er sich von seinen früheren Aussagen über Volkstum und Religion trotz der deutschchristlichen Pervertierung des Evangeliums entfernt hatte, welche geringe Rolle die Barmer Theologische Erklärung bei ihm spielte und wie gering der theologische und politische Abstand zwischen bekennender Kirche und Nationalsozialismus sein konnte.*⁶⁴

Und wieder eine historische Reminiszenz: Der bisher schön häufig herangezogene Aktuar des 100. Seminargeburtstags, der Heidelberger Praktische Theologe und Schriftsteller Otto Frommel (1871–1951), seines Zeichens Lehrer am Karlsruher Seminar, Hofprediger und Kirchenrat, immer aber auch pazifistisch eingestellt und Vernunftdemokrat der Weimarer Republik schrieb, selbst schon seit einem Jahr emigriert, 1938 über die ersten Jahre Hupfelds:

*In die Jahre seines [scil. Hupfelds] bisherigen Wirkens fällt die große Wende unseres deutschen Geschickes durch die Errichtung des Dritten Reiches. Auch das Seminar, Lehrende und Lernende, fühlten sich in den Strom des gewaltigen Geschehens gezogen und waren bereit, mit den ihnen verliehen Kräften am Aufbau eines neuen Deutschland in der Gefolgschaft seines großen Führers mitzuwirken. Gleich der übrigen studentischen Jugend ordneten sich unsere jungen Theologen den neuen Organisationen der SA und SS ein und stellten sich freudig und opferbereit in den Dienst der nationalen Sache. Die ernsten und z.T. schwierigen Probleme, vor die unsere Kirche durch den deutschen Aufbruch gestellt wurde, fanden auch in unserm praktisch-theologischen Seminar volle Beachtung, und tief bewegte uns die Frage, wie im neuen Reich eine neue, im reformatorischen Sinn evangelische, auf Schrift und Bekenntnis gegründete und zugleich von wahrhaft nationalem und sozialem Geist [National-Sozialismus?!] erfüllte Kirche entstehen könne. Daß diese Besinnung bisher in brüderlichem und kameradschaftlichen Geist gepflogen werden, und daß daneben die besondere dem Seminar obliegende Arbeit in ruhiger und sachlicher Art fortgeführt werden konnte, gibt zu tiefem Dank gegen Gott Anlaß.*⁶⁵

Der Fall scheint klar: Hier spricht ein Nazi. Ich möchte dem widersprechen, indem ich darauf hinweise, dass – eine starke NS-Infektion Frommels möchte auch ich für 1938 nicht abstreiten – hier vielleicht doch dem äußeren politischen Anlass ein Opfer

⁶⁴ Fix, 198.

⁶⁵ Frommel, 46f.

dargebracht wurde und zugleich das theologische Widerstandspotential benannt wurde. Glücklicherweise ist das nicht, theologisch eine inhumane Konzentration auf den ordentlichen Geschäftsgang des Seminars, also keinesfalls vorbildlich. Ich erinnere aber an den bereits zitierten Satz Frommels: *Bei seiner [Bauers] Berufung hatte der damalige Oberkirchenratspräsident D. Helbing [übrigens Frommels Schwiegervater] entscheidend mitgewirkt – ein Beweis dafür, daß ein starker Kirchenführer sich in solchen Fällen Gehör und Einfluß zu verschaffen mußte.*⁶⁶ Dass nun konnte im Jahre 1938 geäußert auch Kritik an dem gegenwärtigen „Kirchenführer“ und seiner Schwäche verstanden werden, als Kritik an dem damaligen Landesbischof Julius Kühlewein, der zu schnell die badische Landeskirche in die Reichskirche eingliedern half, was er freilich auf Protest der badischen BK revidieren musste und auch getan hat.

Diesem vielleicht schillernden Bild Frommels entspricht nun das nicht weniger schillernde Bild Hupfelds. Noch Walter Eisinger beschrieb 1985 Hupfeld, den er persönlich gekannt hat, als kirchenpolitisch „tapfer“.⁶⁷ Beweis war ihm die Predigt, die Hupfeld eben zum 100. Geburtstag des Seminars in der Peterskirche gehalten hat. Zu Joh 15, 5 und 8, zum Weinstockwort Jesu (und implizit zu Jer 53) heißt es hier:

Als ein äußerlich Unscheinbarer, so steht der Weinstock, der Eine, den Gott uns zum Lebensspender gesetzt hat, inmitten in der Welt. Er hatte keine Gestalt noch Schöne; als Verachteter, Verworfener, zum Tode Verurteilter, Gekreuzigter sehen wir ihn vor uns. Wir hätten ihn vielleicht gern anders. Heute meinen manche ihn nur für unser deutsches Volk retten zu können, wenn sie ihn zu einem Eichbaum umschaffen, wenn sie etwas Imponierendes aus ihm machen, das allein einer Welt, die nun einmal am glänzenden Schein hängt, einleuchten kann.

Klar war das eine Absage an völkische Theologie. War es mehr, erstes, dann sogar öffentliches Nachdenken, ins Grübeln-Kommen?

Ausblick und Fazit

Mit diesem eher unbefriedigenden Ergebnis endet meine Übersicht über die ersten hundert Jahre. Was wäre weiter darzustellen hinsichtlich der letzten 70 bis 80 Jahre? Es gäbe manches, was einen dritten Vortrag erheischen würde: 1950 wurde Wilhelm Hahn, der spätere Kultusminister, ins Direktorat berufen, ein Hochkonservativer von hohem wissenschaftlichen Eros. Allein sein Praxisbegriff wäre der Mühe wert, erforscht zu werden. Bibel und (lutherisches) Bekenntnis, Achten aufs „Proprium“ eines Textes gegen alle modernen Strömungen. Davon sprach der „Kandidat“ Klaus Engelhardt im Jahre 1984 in einer Festschrift für Hahn.⁶⁸ Die frühen 60er Jahre leiten die Wende in der Praktischen Theologie ein. Aus der Anwendungswissenschaft wird ein Bemühen um wissenschaftstheoretische Begründung des Praxisbegriffs. Neue Lehr-

⁶⁶ Frommel, 42.

⁶⁷ Vgl. Eisinger, 43. Dort auch das folgende Zitat.

⁶⁸ Klaus Engelhardt, Widerstehen, 239.

stühle werden in Heidelberg begründet. Die Jahre nach 1968 werden zur Krise der Theologie, der Universität, auch des Seminars. Es kommt zu Streiks an der Fakultät, aber auch im Petersstift. Man will „Praxis“, vielleicht aus heutiger Sicht auch Spiegelbild eines naiven Praxisbegriffs. Fakultätsprofessoren verweigern den Einsatz im Petersstift, kirchliche Assistenzen werden geschaffen. All das wäre, ist wichtig für eine Fortschreibung des Themas. Denn hinter all den äußeren Ereignissen steckt die alte Frage: Wie theoretisch muss auch die Praxis wahrgenommen werden, wie praktisch kann bzw. muss die staatliche Theologenausbildung sein? Politisch und wirtschaftlich günstige Voraussetzungen brachten dann das System zur Geltung, das latent schon im 19. Jahrhundert gegeben schien, wenn die Persönlichkeit des Direktors dies ermöglichte: die quasi duale Ausbildung. Anfang der 80er Jahre wurde das Predigerseminar, will heißen: das PTS als staatliche Einrichtung bestätigt, zugleich war die „Dualität“ damit gegeben, dass die Fakultätsangehörigen der Praktischen Theologie – ihre Berufung war kirchlicherseits nun zustimmungspflichtig – verpflichtet auch im Petersstift unterrichteten, das eine rein kirchliche Institution unter kirchlichem Direktorat war (28.7.1983).

Hier quasi müsste ein neuer Strang der Betrachtung einsetzen, u.z. mit dem Blick auf die Bildungsreform im Theologiestudium seit Beginn der 80er Jahre und die heutigen Versuche zur Professionalisierung der Vikariatsausbildung. Kritisches und Konstruktives habe ich von wissenschaftlicher Seite in Baden zuletzt der Zeitschrift *Praktische Theologie* (Heft 1 1997) entnommen: *Gedanken* von Heinz Schmidt *zum orientierenden und exemplarischen Lernen* in der ersten Phase der Pfarrerausbildung; sowie Hansfrieder Zumkehrs, eines Seminarassistenten, *Bemerkungen zur Institution Predigerseminar*⁶⁹, beleuchten den radikalen Umbruch von der praktischen Anwendung des theoretisch Gelernten zur Kompetenzorientierung.

Und das Petersstift? Es war das langersehnte kirchliche Konvikt: klerikale Kaserne, Lebensraum, Abenteuerspielplatz, geistliches Zentrum – und immer wieder Ort einer oft auch beglückenden Arbeitsgemeinschaft, in der auch spätere Dienstgemeinschaft zumindest erspürt werden konnte. Am 1. Mai 1955 wurde es offiziell eröffnet. Die Festversammlung dazu fand im nun gewonnenen Haus an der Ziegelhäuser Landstraße statt. Damals noch sprach man vom Kandidatenkonvikt. Aus den Kandidaten wurden Lehrvikarinnen und -vikare. M.W. in den 80er Jahren hat man versucht, den Begriff des „Predigerseminars“ zu implementieren, der sich auf Erfahrungen der Bekennenden Kirche gründete, und nicht mehr auf die des 19. Jahrhunderts. Die landläufige Bezeichnung „Petersstift“ blieb als Bezeichnung von Haus und Institution. Beides ist heute nicht mehr gültig. Das Gebäude heißt Morata-Haus, das Predigerseminar bezeichnet die Institution im Haus neben anderen, die sich mittlerweile dort etabliert haben, allen voran das Theologische Studienhaus. Was bleibt, ist der nicht endende Auftrag zum Nachdenken über und Ermutigung zu kirchlicher Praxis in Universität und Kirche. Und das ist auch gut so.

Schließen möchte ich mit einem Zitat aus dem Schlussabschnitt der Studie Frommels von 1938:

Ueber unserm Seminar und seiner Geschichte steht in leuchtender Schrift der Name Richard Rothes geschrieben. Seine spekulative Theologie ist nicht mehr die

⁶⁹ S. dazu die Artikel im Literaturverzeichnis.

*unsere; seine Auffassung vom Wesen der Kirche, die sich völlig im verchristlichten Staat auflösen und dadurch selbst unnötig machen werde, können wir nicht teilen. Aber seine Hochschätzung echter theologischer Wissenschaft und sein gläubiges Bekenntnis zu Jesus Christus als unserm Herrn, dessen lebendige Gegenwart auch in der Arbeitsgemeinschaft unseres Seminars immer wieder verspürt werden darf, und von dem allein alles menschliche Wirken und Bauen in Kirche und Gemeinde Bestand und Segen empfängt, seien uns Mahnmal und Wahrzeichen.*⁷⁰

Über unserem heute vereinigten Wissenschaftlich- und Praktisch-Theologischen Seminar steht – leider nichts. Ich selber bin gar kein Rothianer, aber offensichtlich haben die badischen Kirchenväter früher mehr historische Gerechtigkeit walten lassen können und auch mehr Duldsamkeit bewiesen, wenn sie im ersten Seminardirektor ein Mahnmal und Wahrzeichen, heute würde man sagen: ein Leitbild theologischer Wissenschaft, praktischer Bildung und Frömmigkeit erblicken konnten. Dieses Bild gibt es eigentlich schon, sozusagen dreidimensional als Büste in Seminarbesitz, sie sollte einen, ja ihren rechten Platz bekommen!

Literatur

GLA = Akten des Badischen Generallandesarchivs. – *Heinrich Bassermann*, Zur Frage des Unionskatechismus, Tübingen u. a. 1901; – Ders., Geschichte der evangelischen Gottesdienstordnung in badischen Landen, zugleich ein Beitrag zum liturgischen Studium 1891; – Ders., Handbuch der geistlichen Beredsamkeit, Stuttgart 1885; – Ders., Richard Rothe als praktischer Theologe. Denkschrift des praktisch theologischen Seminars in Heidelberg zur 100jährigen Wiederkehr von Rothes Geburtstag am 28. Januar 1899, Freiburg i.Br. 1899; – Ders. Wie studiert man evangelische Theologie, Stuttgart 1905; – Ders., Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst? Akademische Predigten [postum hg. von Otto Frommel], Leipzig 1911; – *Johannes Bauer*, Zur Geschichte des Bekenntnisstandes der vereinigten ev.-prot. Kirche im Großherzogtum Baden, Heidelberg 1915; – Ders., Der theologische Nachwuchs nach dem Krieg, in: Badische Pfarrvereins-Blätter 25 (1916) (Sonderdruck); – Ders., Die Union 1821 (Veröffentlichungen der evangelischen kirchenhistorischen Kommission in Baden 1), Heidelberg 1921; – *Bericht* der sechsten Commission über die Errichtung einer Anstalt für die praktische Ausbildung angehender Geistlichen, erstattet von dem Abgeordneten Winterwerber (9. Juli 1834) in die evangelisch-protestantische General-Synode des Großherzogthums Baden im Jahr 1834. Sechstes Heft, Carlsruhe 1834, 1–31; – *Th.[eophor] W.[ilhelm] Dittenberger*, Ueber Predigerseminarien. Mit Berücksichtigung der zu Herborn, Loccum und Wittenberg vorhandenen und in Bezug auf die Errichtung eines solchen im Großherzogthum Baden, Heidelberg 1835; – Ders., Die Universität Heidelberg im Jahre 1804. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte von Lic. W. Dittenberger, exord. Professor der Theologie, Pfarrer an der Kirche zum h. Geist, Universitätsprediger und Lehrer am ev. prot. Predigerseminarium in Heidelberg, Heidelberg 1844; – *Johannes Ehmann*, Richard Rothe und der Akademisch-Theologische Verein. Umbrüche in Universität und badischer Landeskirche nach 1860, in: JBKRG 7 (2013), 37–49; – Ders., Die badischen Unionskatechismen. Vorgeschichte und Geschichte vom 16. bis 20. Jahrhundert (VBKRG 3),

⁷⁰ Frommel, 49.

Stuttgart 2013; – ders., Emil Zittel (1831–1899). Stadtdekan und Bildner des evangelischen Volkes, in: Ders. (Hg.), Lebensbilder aus der Evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 2: Kirchenpolitische Richtungen, Heidelberg u. a. 2010, 261–275; – Ders., Karl Zittel (1802–1871). Der Liberale, in: Ders. (Hg.), Lebensbilder aus der Evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 2 (s.o.), 77–93; – Reinhard Ehmann, Daniel Schenkel (1813–1884). Liberaler Kirchenpolitiker und Agitator, in: Johannes Ehmann (Hg.), Lebensbilder Bd. 2 (s.o.), 168–197; – Walther Eisinger, Das Heidelberger Praktisch-Theologische Seminar. ‚Pflanzschule‘ und Seminar für junge Theologen, in: Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986, Band IV, hg. von Wilhelm Dorrer, Heidelberg u. a. 1985, 29–48; Wiederabdruck in: Ders., „und fällt deswegen auch in Gottes Sprache“. Beiträge zu Johann Peter Hebel, Philipp Melancthon, zu Homiletik und Religionspädagogik sowie ausgewählte Predigten, hg. von Johann Anselm Steiger und Hans-Georg Ulrichs, Heidelberg 2001, 245–276; – Klaus Engelhardt, Widerstehen zur rechten Zeit; in: Heinz Reutlinger, Gunther G. Wolf (Hgg.), FS für Kultusminister a.D. Prof. D. Dr. Wilhelm Hahn zum 75. Geburtstag, Heidelberg 1984, 239–249; – Karl-Heinz Fix, Universitätstheologie und Politik. Die Heidelberger Theologische Fakultät in der Weimarer Republik (Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte 7), Heidelberg 1994; – Otto Frommel, Das Heidelberger Praktisch-Theologische Seminar in den hundert Jahren seines Bestehens. Vortrag in der alten Aula der Universität gehalten von Kirchenrat Professor D. Dr. Otto Frommel; in: Hundert Jahre Praktisch-Theologisches Seminar der Universität Heidelberg (s.u.), 17–49; – Gottfried Gerner-Wolfhard, Aloys Henhöfer und Ludwig Hüffell – Erweckung und Kirchenregierung in Baden; in: Gerhard Schwinge (Hg.), Die Erweckung in Baden im 19. Jahrhundert. Vorträge und Aufsätze aus dem Henhöfer Jahr 1989 (VVKGB 42), Karlsruhe 1990, 105–117; – Carl Fridrich Gerstlacher, Sammlung aller Baden-Durlachischen, das Kirchen- und Schulwesen, das Leben und die Gesundheit der Menschen, die Versorgung der Armen [...] betreffenden Anstalten und Verordnungen, Erster Band, Karlsruhe 1773; – Otto Hof, Das Heidelberger Predigerseminar bis zu seiner Reorganisation (1867) insbesondere die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Kirche und Seminar, Karlsruhe 1932. – Ludwig Hüffell, Die Schule der Geistlichen, oder Ansichten und Vorschläge eine zweckmäßige Erziehung der evangelischen Geistlichen betreffen, Gießen 1818; – Ders., Katechismus der Glaubens- und Sittenlehre der evangelisch-christlichen Kirche, Gießen 1824, 1826², 1833³; – Ders., Ueber das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen, Gießen 1822, 1830²; – Ders., Ueber die Errichtung praktischer Institute zur Ausbildung der angehenden evangelisch-christlichen Geistlichen, eine Vorarbeit für die bevorstehende badische Generalsynode, und zugleich allen Regierungen Deutschlands gewidmet, denen das Wohl der protestantischen Kirche am Herzen liegt, Karlsruhe 1831; – Hundert Jahre Praktisch-Theologisches Seminar der Universität Heidelberg. Zur Erinnerung an die Gedenkfeier am 16. Juni 1938, Heidelberg 1938; – Renatus Hupfeld, Predigt im Festgottesdienst in der Peterskirche gehalten vom Direktor des Praktisch-Theologischen Seminars Professor D. Renatus Hupfeld, ebd., 3–16; – Volker Lenhart, F. H. C. Schwarz und die Gründung des Philologisch-Pädagogischen Seminars 1807. Vortrag auf der Jubiläumsveranstaltung „200 Jahre institutionalisierte wissenschaftliche Pädagogik und Lehrerbildung an der Universität Heidelberg“ am 24. April 2007 ((als PDF bei www2.ibf.uni-heidelberg.de); – Dorothea Noordveld-Lorenz, Gewissen und Kirche. Zum Protestantismusverständnis von Daniel Schenkel (BHTh 176), Tübingen 2014; – Heinrich Eberhard Gottlob Paulus [Rezension], Die Bestimmung des evangelischen Geistlichen, in: Heidelbergsche Jahrbücher der Litteratur 8 (1815), 26–28; – Gudrun Perrey, Johann Georg Zimmer (1777–1853). Die Geschichte des Heidelberger Verlegers (Texte und Beiträge zur Romantik und ihrer Wirkung 2), Heidelberg 2018; – Hans Pfisterer, Carl Ullmann (1796–1865) Sein Weg zur Vermittlungstheologie (VVKGB 29), Karlsruhe 1977; – Adolf Martin Ritter, 100 Jahre Universitätsgottesdienste in der Peterskirche, in: Heidelberger Jahrbücher 40 (1996), 235–245; – Richard

Rothe, Der erste Brief Johannis praktisch erklärt von Dr. Richard Rothe. Aus Richard Rothe's Nachlaß herausgegeben von Dr. K.[arl] Mühlhäußer, Wittenberg 1878; – Ders., Warum fühlt die deutsch-evangelische Kirche grade in unsern Tagen das Bedürfniß von Predigerseminarien? Denkschrift der Eröffnung des Großherzoglich Badischen evangelisch-protestantischen Predigerseminariums zu Heidelberg, Heidelberg, 1838; – *Daniel Schenkel*, Die Bildung der evang. Theologen für den praktischen Kirchendienst. Eine Denkschrift zur fünfundsanzwanzigjährigen Stiftungsfeier des evang.-protestantischen Predigerseminars in Heidelberg, Heidelberg 1863; – Ders., Charakterbild Jesu, Wiesbaden 1864; – *Heinz Schmidt*, Orientierendes und exemplarisches Lernen in der ersten Phase der Pfarrerausbildung; in: *Praktische Theologie* 32 (1997), 50–57; – *Friedrich Heinrich Christian Schwarz* [Rezension], Die Bestimmung des evangelischen Geistlichen, in: *Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur* 8 (1815), 29f; Ders., Die Kirche in dieser Zeit. Worte der Ermahnung zunächst an die Geistlichen, von einem erfahrenen protestantischen Theologen, zu Anfang des Jahrs 1814 geschrieben, (o.O.) 1814; Ders., Die Kirche in dieser Zeit. Zweytes Heft. Vorschläge, Heidelberg 1814; Ders., Die Kirche in dieser Zeit. Drittes Heft. Vorschläge zur Bildung der Geistlichen, Heidelberg 1817; – *Karl Ludwig Winterwerber*, s. Bericht; – *Heinrich W. B. Zimmer*, Johann Georg Zimmer und die Romantiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik, Frankfurt a. M. 1888; – *Johann Georg Zimmer* (anonym), Die Bestimmung des evangelischen Geistlichen, Heidelberg 1815. ND (Faksimile), Mit einem Kommentar von Gudrun Perrey, Jahressgabe des Universitätsverlages Winter 2016/2017, Heidelberg 2016; – *Theodore Ziolkowski*, Heidelberger Romantik. Mythos und Symbol, Heidelberg 2009; – *Karl Zittel*, Zustände der evangelisch-protestantischen Kirche in Baden. Von Karl Zittel, evangelisch-protestantischem Pfarrer in Bahlingen, Abgeordneten der zweiten Kammer der badischen Landstände, Karlsruhe 1843; – *Hansfrieder Zumkehr*, Das Predigerseminar in Praxis und Praktischer Theologie. Einige Bemerkungen zur Institution Predigerseminar; in: *Praktische Theologie* 32 (1997), 57–67.